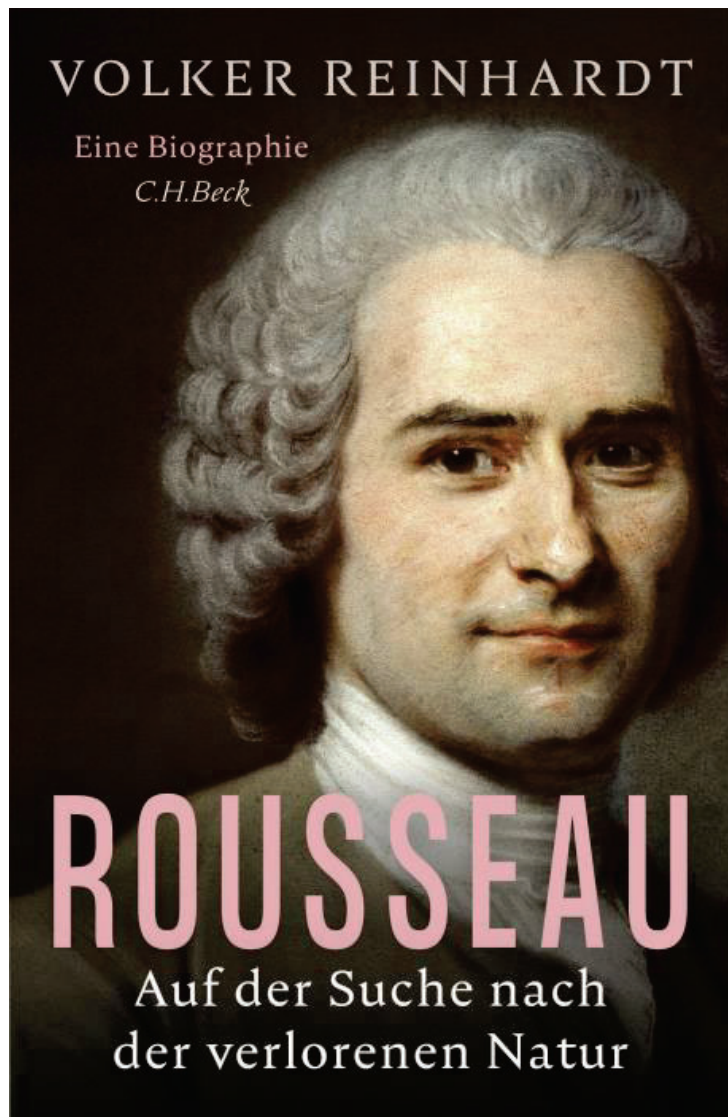


Unverkäufliche Leseprobe



Volker Reinhardt
Rousseau

Auf der Suche nach der verlorenen Natur – Eine Biographie

2026. 463 S., mit 23 Abbildungen und 2 Karten

ISBN 978-3-406-84295-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/39929818>

Volker Reinhardt

ROUSSEAU



*Jean-Jacques Rousseau in armenischer Tracht.
Gemälde von Allan Ramsay, 1766*

Volker Reinhardt

ROUSSEAU

Auf der Suche nach
der verlorenen Natur

Eine Biographie

C.H.Beck

Mit 23 Abbildungen, 2 Karten und einem farbigen Frontispiz

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Rousseau. Porträt in Pastell von Maurice Quentin de La Tour, 1753,

Musée des Beaux-Arts Antoine Lécuyer. Foto: akg-images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84295 5



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

«Es ist kein leichtes Unterfangen, auseinanderzuhalten, was in der gegenwärtigen Natur des Menschen ursprünglich und was künstlich ist, und so einen Zustand genau zu erkennen, der nicht mehr existiert, der vielleicht nie existiert hat und wahrscheinlich niemals existieren wird, und von dem man dennoch zutreffende Kenntnisse haben muss, um über unseren gegenwärtigen Zustand richtig urteilen zu können.»

*Jean-Jacques Rousseau, Diskurs über den Ursprung
der Ungleichheit unter den Menschen*

Inhalt

EINLEITUNG

Prophet der Umkehr

13

ERSTES KAPITEL

UNORDNUNG UND FRÜHE LUST

1712–1731

23

Verfall einer Familie	24
Ungerechtigkeit und sozialer Absturz	32
Anarchische Freiheit, servile Hörigkeit	39
Im Schoße von «Maman»	49
Das Jahr des Hochstaplers	57

ZWEITES KAPITEL

SCHATTEN IM PARADIES

1731–1742

71

Tisch und Bett	72
Rivalen – tot und lebendig	80
Ausflug in die Sinnlichkeit	88

Der Narziss und seine Kränkungen	92
Dramatiker und Pädagoge	97
Gelegenheitsdichtungen	104

DRITTES KAPITEL

AUF DER SUCHE NACH EINER BESTIMMUNG

1742–1749

III

Neue Noten	112
Diplomatie und Abenteuer an der Lagune	116
Thérèse, die Gefährtin	126
Galante Musen und andere Rührstücke	132
Endstation Findelhaus	137
Lakai und Komödiant	142
Der Weg nach Vincennes	146

VIERTES KAPITEL

IM STURM DER ÖFFENTLICHKEIT

1750–1755

155

Der erste Diskurs: Die Käuflichkeit der Kultur	156
Arbeit an der Einfachheit	162
Das Singspiel und die Angst zu urinieren	168
Krieg um Melodien	178
Das zweite Diskurs: Die Entdeckung der natürlichen Freiheit ..	182
Der Skandal der Ungleichheit	190
Die Rückkehr des verlorenen Sohnes	196

FÜNFTES KAPITEL
IM ÜBERSCHWANG DER GEFÜHLE

1755–1761

203

Der Rückzug ins Gartenhaus	204
Novellen mit Ausblick	215
Debatten mit Voltaire	221
Verwirrungen des Gefühls	227
Lektionen der Tugend	234
Das Vermächtnis des Abbé de Saint-Pierre	239
Das Theater als Ort des moralischen Verfalls	242
Freund oder Faktotum?	248

SECHSTES KAPITEL
DREI WEGE ZUR RETTUNG DER WELT

1761–1762

257

Julie oder Die neue Heloise	258
Die Erziehung des Gefühls	263
Leben in der künstlichen Natur	269
Die Ursprünge der Sprache	276
Rechenschaft über sich selbst	281
Der Einsturz des Himmels	286
Gesellschaftsvertrag und künstliche Freiheit	291
Emile ou de l'éducation: Grundsätze der negativen Erziehung...	301
Der savoyische Vikar und die natürliche Religion	310
Sophie und die Ordnung der Geschlechter	315
Emile und Sophie: Die Utopie des Glücks	319

SIEBTES KAPITEL

VERFEMT, VERFOLGT, VERTRIEBEN

1762–1770

327

Flucht in die Schweiz	328
Selbsttröstung, Selbstvergewisserung, Selbstverteidigung	336
Briefe vom Berge: Christus und Calvin	344
Genf und die Grenzen der Gleichheit	350
Von der Petersinsel nach England	357
Unter Pseudonym in Frankreich, in Gedanken auf Korsika ..	368

ACHTES KAPITEL

STILLE JAHRE IN PARIS

1770–1778

379

Polens Leid und Wiedergeburt	380
Von den Pflanzen lernen	389
Diktate des Wahns	392
Vor Gott und den Menschen	396
Träumereien: Letzte Spaziergänge, letzte Dinge	403

EPILOG

Tod und Verklärung

417

ANHANG

43I

Karten	432
Zeittafel	437
Anmerkungen	443
Quellen und Literatur	453
Bild- und Kartennachweis	457
Personenregister	459

EINLEITUNG

Prophet der Umkehr

Das Erweckungserlebnis kommt unerwartet. An einem heißen Sommertag des Jahres 1749 macht sich der siebenunddreißigjährige Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), bislang als Musiktheoretiker, Komponist, Verseschmied und Publizist ziemlich erfolglos, auf den langen und schweißtreibenden Fußmarsch von Paris nach Vincennes, um seinen Freund Denis Diderot zu besuchen, der im Turm des Schlosses wegen kritischer Schriften gegen Monarchie und Kirche inhaftiert ist. Auf dem Weg dorthin oder während einer kurzen hitzebedingten Ruhepause – in diesem Punkt gehen die Darstellungen der Lebenswende auseinander – wird ihm eine plötzliche Erleuchtung zuteil. Sie klärt ihn darüber auf, wie er die von der Akademie zu Dijon ausgeschriebene Preisfrage zu beantworten hat, ob die Sitten der Menschen durch den Fortschritt der Wissenschaften und Künste schlechter oder besser geworden sind. Die Eingebung, die nur aus höchsten, das heißt: himmlischen Sphären kommen kann, sagt ihm: Die unaufhaltsam fortschreitende Zivilisation hat die Menschheit unglücklich gemacht und moralisch verdorben! Mit dieser Botschaft, die er sich rückhaltlos zu eigen macht, fühlt sich Rousseau fortan zum warnenden und mahnenden Propheten seines Jahrhunderts berufen und begründet damit nach eigener Einschätzung sein Unglück, denn die irregehenden Menschen hassen diejenigen, die ihnen die Augen öffnen wollen, und verfolgen sie unbarmherzig mit perfiden Machenschaften aller Art.

Als Prophet ist Jean-Jacques Rousseau auch vom 21. Jahrhundert vereinnahmt worden, denn er verkündete in hymnischer Sprache auch beglückende Nachrichten: Der Mensch ist von Natur aus gut, weil ihm die Anlagen zu Mitleid und Nächstenliebe angeboren sind; schlecht wird er allein durch die schädlichen Einflüsse der Gesellschaft, womit er ganz oder zu-

mindest weitgehend entschuldigt ist. Dieses optimistische Menschenbild hat sich heute fast überall durchgesetzt und bildet in liberalen Gesellschaften die Grundlage für das staatliche Handeln, zum Beispiel in der Justiz. Rousseaus Kernthese, dass die Zivilisation weit über das Ziel hinausgeschossen sei und den Menschen von seinen natürlichen Grundlagen und damit von sich selbst entfremdet habe, ist der ideologische Ausgangspunkt aller alternativen Bewegungen bis heute, ebenso wie die daraus abgeleitete Notwendigkeit, zu einem neuen, pfleglicheren Umgang mit der Natur und ihren Ressourcen zu gelangen.

Kleinbürgerlichen Verhältnissen in Genf entstammend, verbrachte Rousseau die ersten dreißig Lebensjahre als Lehrling in Genf, als Landstreicher in den westlichen Alpen, als Domestik in Turin und als Hausgast, Hausdiener, Hausverwalter und schließlich Liebhaber wider Willen einer mütterlichen «Betreuerin» katholischer Konvertiten in den savoyischen Kleinstädten Annecy und Chambéry. Danach siedelte er in die brodelnde Metropole Paris über, um sich nach anderthalb Jahrzehnten demonstrativ angewidert aus diesem Pfuhl der Unsittlichkeit in die Gartenhäuser aristokratischer Schlösser zurückzuziehen. Diese Absage an die intellektuelle Elite und den herrschenden Zeitgeist bekundete er nicht nur durch Pamphlete, sondern auch durch ein radikal verwandeltes Auftreten. Dazu gehörten bizarre Gewandungen ebenso wie frugale Mahlzeiten und der Mut, den Mächtigen seine Verachtung zu bekunden und künftig wie ein Mann aus dem Volk vom Notenkopieren zu leben. Leben und Schreiben sollten so eine Einheit bilden und zusammen beweisen, dass eine andere, bessere Existenzform und damit ein Ausweg aus der Misere der Gegenwart möglich ist. Der erste Schritt in diese Richtung bestand für ihn in der Abkehr von einer Gesellschaft, die dem Individuum ein falsches Bewusstsein und verderbliche Bedürfnisse einpflanzt, der zweite in der Umkehr zu einer natürlicheren Lebensform, in der der Einzelne wieder zu sich selbst zurückfindet, der dritte in einer ganz neuen Form von Gemeinschaftsbildung auf der Grundlage von Gleichgesinntheit, Gleichgestimmtheit und Interessenkongruenz.

Untrennbar verbunden ist diese Neubesinnung mit der Begründung eines Kultes, der die etablierten Religionen durch eine einfache, allen Menschen guten Willens mühelos zugängliche Lehre ersetzt. In seinem Zentrum steht die Natur als Richtmaß aller Dinge: des guten Lebens, der Tu-

gend, der Pflichten, der Erziehung, der Geschlechterrollen, der Ökonomie und der Politik. Das Credo dieser Religion ist, dass die Natur keine lebensfeindliche oder sündhafte Macht ist, sondern ihren lebendigen Hervorbringungen – den Pflanzen, den Tieren und vor allem den Menschen – Geborgenheit und Lebenssinn verleiht. Anders als die von Rousseau als moralische Menschheitsverderber angeprangerten Atheisten behaupten, hat sich die Natur als Materie nicht selbst erzeugt, sondern ist von einem gütigen Gott geschaffen worden. Als Schöpfung dieses Höchsten Wesens ist die Natur zugleich die einzig gültige, nur leider kaum je befolgte Gesetzgeberin für den Menschen, den sie als Abbild ihres Schöpfers zur Erkenntnis der erhabensten Wahrheiten führen möchte. Ein Spaziergang durch eine frühlinghafte Alpenlandschaft vermittelt daher mehr über den Schöpfungsplan und die darin für den Menschen vorgesehene Rolle als alle theologische Gelehrsamkeit. Heilige Bücher, Priester und Kirchen haben dem nichts hinzuzufügen, vielmehr verdunkeln sie diese gerade durch ihre Schlichtheit sublime Offenbarung. Daher ist die Natur nach ihrem erhabenen Schöpfer für den Menschen der Gegenstand der höchsten Verehrung: Sie ist gütig, kostbar, schützenswert und durch die immer bedrohlichere Missachtung ihrer Gesetze zugleich aufs Höchste gefährdet, so wie der sie schändende Mensch selbst.

In dieses hoch idealisierte Bild der Natur haben ihre zerstörerischen Kräfte keinen Eingang gefunden, von Krankheiten und dem allgegenwärtigen Fressen und Gefressenwerden als Grundprinzip des Lebens ist nirgendwo die Rede. Alles Zerstörerische hat der Mensch laut Rousseau in seine ursprünglich reine und intakte Lebenswelt selbst eingeschleppt. Die auf ihn zurückgehende Religion des Herzens, der intuitiven Erkenntnis und des untrüglichen Gefühls schafft bis heute mühelos, was keiner Glaubensrichtung zuvor jemals gelang: Sie kommt ohne Sünde, Strafen, Dogmen, Inquisition und Zwänge aus, löst spielend das Problem der Theodizee, der Gerechtigkeit Gottes im Angesicht des Bösen, lässt sich mit Versatzstücken anderer Kulte und Ideologien frei verknüpfen und bindet auch Agnostiker in die Verehrung der Natur ein.

Nicht nur Aussteiger und Naturgläubige des 19. und 20. Jahrhunderts, sondern auch noch gesellschafts- und kapitalismuskritische Bewegungen der Gegenwart dürfen sich auf Rousseau berufen. In seiner Abhandlung über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen, die im Frühjahr

1755 gedruckt vorlag (und nicht verboten wurde!) kann man nachlesen, dass derjenige die Menschheit ins Verderben gestürzt hat, der als Erster verkündet hat: Dieses Land gehört mir! Die Schlussfolgerung daraus besagt, dass Eigentum so unnatürlich ist wie die Ungleichheit, die daraus entspringt, ja letztlich Diebstahl auf Kosten der Gemeinschaft ist. So lautete denn auch die Parole früher Sozialisten wie Pierre-Joseph Proudhon, die sich damit auf Rousseau beriefen.

Ungerecht, da ungleich und deshalb illegitim waren für Rousseau auch die Staaten seiner Zeit, da sie nicht durch Konsens, sondern durch Gewalt und Unterwerfung entstanden waren. Wie ein rechtmäßiges, der Natur des Menschen entsprechendes Gemeinwesen zustande kommen sollte, hat er in seinem Buch *Du Contract social* (Vom Gesellschaftsvertrag) gezeigt: durch einen gleiche Rechte und Pflichten für alle Bürger begründenden Pakt, was gerne als Grundregel moderner Demokratie interpretiert wird, tatsächlich bei Rousseau aber keine Meinungsvielfalt, kein Aushandeln von Kompromissen, geschweige denn Opposition zulässt, sondern alle einem mystisch überhöhten «Gemeinwillen», einer *volonté générale*, unterwirft, die mit den von ihr ausgeübten Zwängen totalitäre Elemente aufweist. Die zweite, sehr viel rationalere Hauptthese dieses Traktats lautet: Souveränität ist nicht übertragbar, sondern kann nur vom Souverän selbst, also direkt, ausgeübt werden. Parlamentarische Systeme, in denen die Gesetzgebung durch Wahl an Deputierte delegiert wird, sind für Rousseau daher Oligarchien. Auch das ist ein Stichwort für Fundamentalkritik im 21. Jahrhundert geworden, die eine weniger abgehobene, bürgernähere, mehr Teilhabe gewährleistende demokratische Ordnung fordert.

Nimmt Rousseau also Probleme und Lösungen des 21. Jahrhunderts vorweg, ist er über zweieinhalb Jahrhunderte hinweg im höheren Sinne unser Zeitgenosse? Alle diese Aktualisierungen erweisen sich bei näherer Überprüfung als naheliegend und problematisch zugleich, oft sogar als irreführend. Kaum ein Philosoph und Politiktheoretiker ist so vielfältig und für so unterschiedliche Weltanschauungen und Ziele in Beschlag genommen worden wie Jean-Jacques Rousseau. Das Ziel dieses Buches ist es, ihn aus diesen Verkürzungen und Verformungen herauszulösen, ihn stattdessen in seine Zeit einzufügen und aus seiner Zeit und dem Raum seines Wirkens zu verstehen, das heißt: Werk und Leben, biographische Erfahrung und ihre Auswertung, Ideen und Ziele Rousseaus als spannungsrei-

che Einheit zu betrachten. Dieser Weg führt mitten hinein in die sozialen und kulturellen Milieus, die ihn geprägt haben, in die Auseinandersetzungen und Interessenkonflikte, die ihn veranlassten, zu schreiben und Position zu beziehen, und damit in die Atmosphäre und Befindlichkeit eines Zeitalters, das bei aller Ähnlichkeit mit Krisen und Ängsten unserer Zeit in vieler Hinsicht ganz anders ausgerichtet war und unserer Gegenwart damit fremd ist.

Der Weg führt zudem in ein Werk von ungewöhnlicher Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit. Wie im 18. Jahrhundert üblich, in dem Geistes- und Naturwissenschaften noch ein Ganzes bildeten, hat sich Rousseau zu einer Fülle von Themen in ganz unterschiedlichen Textformen geäußert. Dieser bis heute weitgehend unbekannte Rousseau hat ein Wörterbuch der Botanik in Angriff genommen und eines zur Musik vollendet, Abhandlungen zur Nationalökonomie und zum Problem des ewigen Friedens, komische und tragische Theaterstücke sowie philosophische Novellen und Lehrgedichte verfasst, die in den meisten Biographien und Interpretationen hinter seinen gemeinhin als «Hauptwerke» deklarierten Texten ungebührlich zurücktreten. Dabei tragen gerade diese wenig bekannten Schriften dazu bei, ein viel differenzierteres, von tiefen Widersprüchen geprägtes Bild ihres Verfassers zu zeichnen.

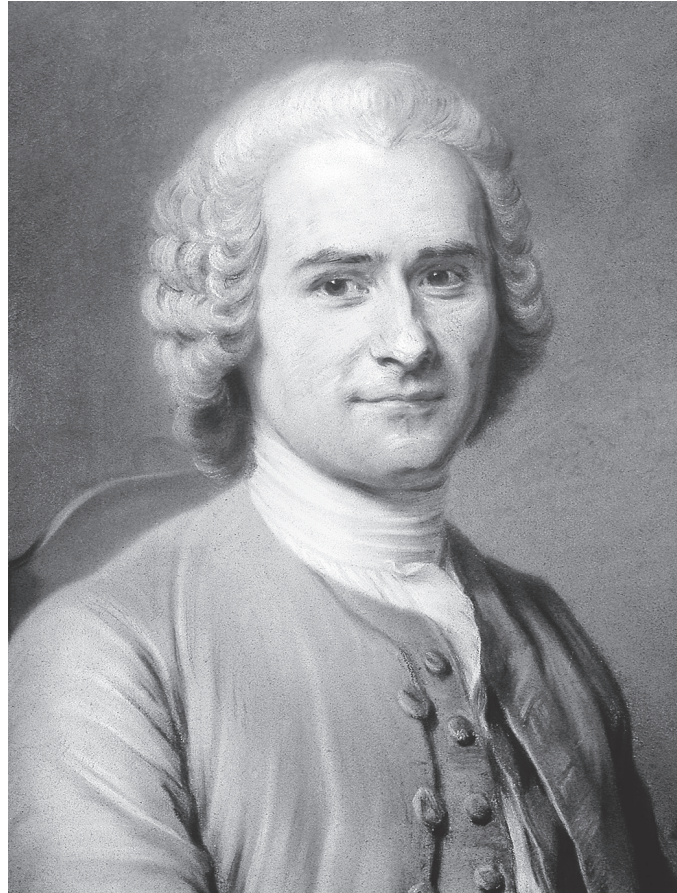
Rousseau selbst hat sein Leben und seine Schriften als ein Ganzes betrachtet und diese Verschmelzung dadurch besiegelt, dass er sein Leben in einem monumentalen, aus zwölf Büchern bestehenden Text selbst beschrieben und gedeutet hat, den er mit kräftigen religiösen Untertönen und in Anlehnung an die gleichlautende Schrift des Kirchenvaters Augustinus *Les Confessions* (Die Bekenntnisse) nannte. Mit dieser literarischen Selbstdarstellung wollte er eine Anleitung zur Lektüre und zum Verständnis seiner Werke liefern, die Hoheit über sein Nachleben gewinnen und seiner Person die Aura des Visionärs und Propheten verschaffen. Dieser dreifachen Zweckbestimmung, einen Schlüssel zum Verständnis seines «Systems» – wie Rousseau die Gesamtheit seiner Thesen und Theorie ab den 1760er-Jahren bezeichnete – zu bieten, sein Werk zu krönen und sich selbst zu verklären, sind die von 1765 bis 1770 verfassten *Confessions*, die sich bis zum Herbst 1765 und damit zum Beginn seines vierundfünfzigsten Lebensjahres erstrecken, exemplarisch gerecht geworden. Seine übrigen Werke haben ihre Weltwirkung nicht zum Geringsten dadurch erzielt, dass ihnen

diese «Memoiren» das Siegel höchster Authentizität, Konsequenz in eigener Sache und damit reinsten Lauterkeit aufdrückten. In Rousseaus Rückblick fügen sich alle wesentlichen Begebenheiten von seiner Geburt bis in die Gegenwart zu einer von der Vorsehung diktierten Abfolge von Prüfungen, Anfechtungen, vorübergehenden Niederlagen und finalen Bewährungsproben zusammen. Die «Bekenntnisse» werden so zu einer einzigartigen Lebensinszenierung und einem Lebensroman von höchster Eindringlichkeit und Dramatik und sollen damit nach dem Willen ihres Verfassers als ein Erbauungsbuch für die gesamte Menschheit dienen, da sie ihr den natürlichen Menschen schlechthin präsentieren.

Das wird gleich zu Beginn mit unüberbietbarem Selbstbewusstsein verkündet: «Ich plane ein Unternehmen ohne Vorbild, dessen Ausführung keinen Nachahmer finden wird. Ich will meinesgleichen einen Menschen in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen; und dieser Mensch werde ich sein.»¹ Der darin beschlossene Anspruch ist schwindelerregend hoch: «Ich bin so gemacht wie kein anderer von denen, die ich gesehen habe; ich wage zu glauben, dass ich wie keiner von denen, die existieren, beschaffen bin.»² So wird die Beschreibung des eigenen Lebens zu einer Geschichte der Menschheit, die sich in ihr wiederfinden muss, wenn sie von ihren Übeln genesen will: «Mag die Trompete des jüngsten Gerichts erschallen, wann sie will – ich werde mich mit diesem Buch vor meinem Höchsten Richter einstellen und mit erhobener Stimme sagen: Das habe ich getan, das habe ich gedacht, das bin ich gewesen.»³ Der Freispruch erster Klasse durch den göttlichen Richtspruch ist dann nur noch eine Formsache. So stolze Aussagen zeugen von hochgemuter Erkenntnisgewissheit in eigener Sache und zugleich von erbarmungsloser Kritik: Wenn der Ausnahmeheld Rousseau der natürliche Mensch ist, dann sind alle anderen von der Natur abgefallen. Aber kann ein Mensch sich überhaupt selbst erkennen? Für Rousseau ist die ungeschönte Wahrnehmung des eigenen Ichs kein Problem: «Ich fühle mein Herz, und ich kenne die Menschen.»⁴ Beides reicht aus, um sich selbst und damit den unermesslichen Kontrast zwischen dem Ich und den anderen auszuloten.

Für jeden Versuch einer Rousseau-Biographie stellt eine solche Selbstdarstellung eine Herausforderung dar. Vom Beginn der Abfassung seiner «Bekenntnisse» bis zu seinem Tod schrieb Rousseau fast nur noch über sich selbst. All diese Texte sind Versuche einer Selbstanalyse, die den Hass,

Rousseau hat sein Porträt
 von Maurice Quentin de La
 Tour aus dem Jahr 1753
 hochgeschätzt: Als einziges
 seiner Bildnisse gebe es seine
 natürliche Güte und seine
 tiefe Liebe zu den Menschen
 überzeugend wieder.



den die ganze übrige Welt gegen ihn fühlt, erklären helfen soll. Doch die Diagnose in eigener Sache fällt immer gleich aus: Ich bin von Natur aus gut, also müssen die anderen schlecht sein. Da die *Confessions* Abbild eines Seelendramas sind und Selbsttherapie sein sollen, ist es kein Wunder, dass sich mehr oder weniger professionelle Seelendeuter aller Zeiten und Schulen für Rousseaus Persönlichkeit und sein Werk interessiert haben, und zwar mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Ihre Diagnosen reichen von der uneingeschränkten Zustimmung zu Rousseaus Selbstporträt bis zu Narzissmus und Schizophrenie. Bei solchen Analysen ist jedoch höchste Vorsicht geboten, schließlich ist in den *Confessions* sowie in allen anderen autobiographisch eingefärbten Texten ein erfahrener Theaterautor, ein wortmächtiger Romancier und ein theologisch beschlagener Philosoph und Menschenbeobachter und, Summe des Ganzen, ein begnadeter Inszenierer seiner selbst am Werk. Als literarischer Text verzaubern und verstören Rousseaus «Bekenntnisse» Leserinnen und Leser seit mehr als zweihundert Jahren durch ihren aus Sentimentalität und Ironie, Anklage und

Nostalgie, Melancholie und Idylle, Furor und Larmoyanz gemischten Stil, ebenso faszinieren sie durch die Tiefe und Originalität der Wahrnehmung des eigenen Ichs und der Anderen sowie durch die Kühnheit der daraus gezogenen Schlussfolgerungen. Allerdings sollten sie keineswegs mit objektiven Lebensfakten gleichgesetzt, sondern – was bis heute viel zu selten geschieht – mit allen Methoden der Quellenkritik im Licht anderer Zeugnisse überprüft werden, seien es Fremdwahrnehmungen, Rechnungen, Notariatsurkunden oder Waisenhaus-Einträge. Beide Seiten der Überlieferung miteinander zu vergleichen und gegeneinander abzuwägen, ist der einzige Weg, der sich zur Annäherung an Leben und Werk beschreiten lässt. Wenn dabei gravierende Abweichungen und Widersprüche zwischen Dichtung und Wahrheit hervorstechen, heißt das nicht, eine Biographie gegen den Lebensroman der *Confessions* zu schreiben, sondern aufzuzeigen, wie Rousseau sich sah und gesehen werden wollte, und damit seiner Biographie eine wichtige Tiefendimension zu verleihen.

Der für Rousseaus Leserinnen und Leser seit jeher bestürzendste Widerspruch zwischen Lehre und Leben besteht darin, dass er nach eigenem Bericht seine fünf Kinder, die er mit seiner Lebensgefährtin Thérèse Levasseur zeugte, ins Findelhaus von Paris gab, wo ihre Überlebenschancen gering waren, und sich trotzdem einige Jahre später traute, die Prinzipien einer umstürzend neuen Pädagogik zu verkünden. Für seine zahlreichen ideologischen Gegner und persönlichen Feinde war das ein willkommenes Argument, um den selbsternannten Tugendprediger der Heuchelei zu bezichtigen, und das mit beträchtlichem Erfolg bis heute. Von diesem bittersten Bekenntnis der «Bekenntnisse» ausgehend, entfaltete sich schon zu Rousseaus Lebzeiten ein ausgeprägter Nachforschungsdrang in Sachen seiner angeblichen Sprösslinge, der im 19. Jahrhundert in einen regelrechten Forschungszweig überging: Hat es diese Kinder überhaupt gegeben, und wenn ja, stammten sie wirklich von Rousseau? Eine definitive Antwort ist bis heute nicht gefunden, allerdings sind die Indizien ziemlich eindeutig.

Ausgedehnte detektivische Untersuchungen hat auch die zweite große Frage an Leben und Werk angeregt: Wurde Rousseau tatsächlich verfolgt, oder litt er an Verfolgungswahn – oder trifft beides zu? Bald nach seinem sensationellen Durchbruch zu Prominenz und Umstrittenheit im Jahr 1750 glaubte Rousseau zu erkennen, dass ein immer dichteres Netz der Bespit-

zelung und Verleumdung um ihn geknüpft wurde. Mit der unerwartet hereinbrechenden Verfemung im Jahr 1762 wurde diese Annahme zu der düsteren Gewissheit, dass gegen ihn ein kolossales Komplott gesponnen wurde, das am Ende die ganze Welt einschloss und nur ihm allein undurchdringlich und unerklärlich blieb. Diese Verschwörungstheorie hat bis heute ihre Anhänger, die sich dabei auf einige unbestreitbare Fakten stützen können, die mit den daraus gezogenen Schlussfolgerungen allerdings zu immer luftigeren Hypothesen führen. Rousseaus Konspirationsphobie, die zeitweise zu extremen Hysterie-Ausbrüchen führte, hat auf der anderen Seite psychologische und speziell psychoanalytische Deutungen hervorgebracht, die auf frühkindliche Traumata und tief verwurzeltes Schuldbewusstsein abheben. So scharfsinnig solche Analysen auch sein mögen, so problematisch sind sie aufgrund der Tatsache, dass sie sich fast ausschließlich auf die Aussagen eines Probanden bzw. «Patienten» stützen, der bestrebt war, mit jedem geschriebenen Wort ein Denkmal für die Nachwelt und damit für die Ewigkeit zu errichten. Nachdenklich stimmt weiterhin, dass sich Rousseau von seinem zwanzigsten Lebensjahr bis zum Schluss fast durchgehend als krank betrachtet, aber von seiner Umwelt – und zwar nicht nur von den damals nicht sonderlich kompetenten Ärzten – ebenso regelmäßig als gesund, ja robust beschrieben, in realen Gefahrensituationen sogar als ausgesprochen gelassen und mutig wahrgenommen wird und somit, um es mit einem Modewort auszudrücken, sehr resilient erscheint.

Im Anschluss an diese Beobachtungen stellt sich die Frage, ob ein psychisch Kranker Generationen von Europäerinnen und Europäern ein neues Lebensgefühl vermitteln konnte. Ein vorsichtiger Versuch einer Antwort lautet: Rousseau litt an den Widersprüchen seiner Zeit, und dieses Leiden hat er, wie es bei jedem Leidenden der Fall ist, in sehr unterschiedlicher und manchmal widersprüchlicher Art und Weise artikuliert. Sein beispielloser Erfolg über zweieinhalb Jahrhunderte beruht zum großen Teil darauf, dass sich seine Nachfahren mir ihrem Leiden an ihrer Gegenwart in seinem Leiden wiederfanden und sich mit diesem Leiden identifizieren konnten. Das gilt in besonderem Maße für das frühe 21. Jahrhundert, das seine schwerste Bedrohung in der Zerstörung der Natur und des Klimas und damit der natürlichen Lebensgrundlagen sieht. Deshalb ist Rousseaus Botschaft, dass es noch nicht zu spät ist, diese verhängnisvollen Entwicklungen rückgängig zu machen oder zumindest zurückzuschrauben, heute so wirkungsvoll.

Der Seelenverfassung der 2020er-Jahre entspricht perfekt, dass Rousseau diese Mahnungen in das hohe Pathos einer naturreligiösen Verkündigung kleidet und mit diesen Tönen die Menschheit zum solidarischen Handeln aufruft. Im Gegensatz zu Voltaire, dem kritischen Hinterfrager und Sezierer aller Ideologien und Weltanschauungen, wirkt er damit der Entzauberung der Welt entgegen, ja er verzaubert sie durch diese neu gestellte Menschheitsaufgabe neu.

Ob die von Rousseau gegen die Gefahren und Misere seiner Zeit gefundenen Heilmittel für das 21. Jahrhundert taugen, hat jede Leserin, jeder Leser nach der Lektüre dieses Buches selbst zu entscheiden.

ERSTES KAPITEL

UNORDNUNG UND FRÜHE LUST

1712–1731

Verfall einer Familie

Für die ersten zwanzig Lebensjahre Rousseaus liegen neben seinem Lebensroman *Les Confessions* nur wenige Dokumente vor. Sie sprechen durchweg eine andere Sprache als die je nach Situation hochgradig idyllisierenden oder dramatisierenden «Bekenntnisse».

Die darin vorherrschende Selbstdeutung beginnt bereits mit den ersten Sätzen zur eigenen Existenz: «Ich wurde schwächlich und krank geboren; ich kostete meine Mutter das Leben, und meine Geburt war das erste Unglück (*malheur*) meines Lebens.»¹ Das zweite *Malheur* in einer nicht mehr abreißen- den Kette von Unglücken ist das gemeinsame Erbe von Vater und Mutter: «Von allen Gaben, die der Himmel unter ihnen verteilt hatte, ist ein empfindsames Herz die einzige, die sie mir hinterließen; während es ihr Glück ausgemacht hatte, verursachte es alle Unglücksfälle meines Lebens.»² Die seiner Geburt vorangehende Familiengeschichte erzählt der Autor der *Confessions* weit ab von den Fakten als ein Märchen: Seine Eltern seien von Kindesbeinen an unzertrennlich gewesen. Spätestens im Alter von zehn Jahren habe sich Herz zu Herz gefunden. Diese unauflösliche innere Verbundenheit habe schließlich alle von sozialem Hochmut diktierten Hindernisse überwunden und zur Heirat von Suzanne Bernard, Tochter eines angesehenen und wohlhabenden Geistlichen, und Isaac Rousseau geführt, der als Sohn und Enkel eines Uhrmachermeisters eine Klasse tiefer platziert war. In Wirklichkeit war Suzanne nicht die Tochter, sondern «nur» die Nichte eines Pastors. Voraussetzung für diese damals sehr untypische Liebesheirat – so Rousseau weiter – sei die gleichzeitige Eheschließung eines ihrer Brüder mit einer Schwester seines Vaters gewesen. Auch diese Doppelhochzeit ist, wie die Genfer Kirchenbücher belegen, frei erfunden, denn die andere eheliche Verbindung zwischen den Familien Bernard und Rousseau fand schon 1699 statt, fünf Jahre vor der Hochzeit der Eltern, die erst 1704 zusammenkamen. Suzanne Bernard war zu diesem Zeitpunkt

bereits einunddreißig Jahre alt und damit nach den kruden Maßstäben der Zeit eine alte Jungfer. Im selben Fabelstil geht es weiter: Sein Onkel Gabriel Bernard habe sich als Ingenieur bei der Eroberung Belgrads unter dem Prinzen Eugen ausgezeichnet; in Wirklichkeit war dieser Verwandte mütterlicherseits ein notorischer Weltenbummler und Nichtstuer und 1717, zum Zeitpunkt der großen Schlacht, längst wieder zurück in seiner Heimat. Das Bemühen Rousseaus, sich durch Vorfahren und Familie einen honorigen Platz in der Republik Genf zuzuschreiben, die für ihn das politische Maß aller Dinge bleiben sollte, tritt durch diese Beschönigungen deutlich hervor.

Die weitergesponnene Märchenerzählung lässt die Brüche in der elterlichen Parallelbiographie nur umso klarer hervortreten. Kurz nach der Geburt eines ersten Sohnes namens François im März 1705 habe der frischgebackene Vater Frau und Kind verlassen und sich nach Istanbul begeben, um dort, einem ehrenvollen Ruf Folge leistend, «Uhrmacher des Serails» zu werden. Auch dieser Dienst für den Sultan ist pure Legende, in Wirklichkeit schlug sich der Vater jahrelang mehr schlecht als recht in der Fremdenkolonie Pera am Ufer des Bosphorus durch. Über die tatsächlichen Gründe für dieses fluchtartige Sich-davon-Stehlen sind verschiedene Vermutungen angestellt worden: Zwistigkeiten mit der standesbewussten Schwiegermutter, deren Ansprüchen der Gatte der Tochter nicht genügen konnte, oder wirtschaftliche Probleme. Der wahre Grund dürfte eher im problematischen Charakter Isaac Rousseaus zu finden sein, den sein Sohn wider besseres Wissen als Idealbild eines empfindsamen und fürsorglichen Vaters schildert. Nüchterne Quellen wie Einträge in Justiz-Registern und spätere Erinnerungen von Nachbarn lassen stattdessen Isaacs Jähzorn, seinen Hang zu Schlägereien, seine Unstetheit und Arbeitsunlust hervortreten, die in den *Confessions* liebevoll mit der unwiderstehlichen Neigung zum Studium der Geschichte und der schönen Literatur verklärt wird.

Gefühlvoll weichgezeichnet wird auch das Ende der väterlichen Abwesenheit. Auf Drängen seiner Mutter, die trotz verlockender Angebote hochgestellter Bewerber dem fernen Gatten stets treu geblieben sei, habe dieser dann alles stehen und liegen lassen und unverzüglich die Heimreise nach Genf angetreten. Dem steht entgegen, dass Isaac Rousseaus Aufenthalt in der Türkei volle sechseinhalb Jahre dauerte. Die Folge der glücklichen Wie-

dervereinigung der Ehegatten im September 1711 – so der Erzähler der *Confessions* – sei seine Geburt hochanständige neun Monate später, am 28. Juni 1712, gewesen, die wenige Tage danach den Tod seiner Mutter im Kindbett zur Folge hatte. Für die Genferinnen und Genfer, die von ihren Pastoren zu unaufhörlicher Wachsamkeit in Sachen nachbarschaftlicher Unsittlichkeit aufgerufen wurden, war der Fall weniger eindeutig. So war stadtbekannt, dass sich der französische Gesandte in Genf für die schöne verlassene Ehefrau interessierte und ihr den Hof machte. Über galante Verdächtigungen gingen diese Beobachtungen jedoch nicht hinaus, angezeigt und vom geistlichen Gericht des Konsistoriums gerügt wurde Suzanne Rousseau nicht wegen dieser angeblichen Liaison, sondern nur, weil sie mit ihrer Schwester Karten spielte, was in der Stadt Calvins noch zweihundert Jahre nach dessen Reformation verboten war.

Alle weiteren beschönigenden Ausmalungen lassen erkennen, dass es mit Status und Ansehen der Familie Rousseau von nun an rapide bergab ging. Mit der Übersiedlung des aus der Umgebung von Paris stammenden hugenottischen Glaubensflüchtlings Didier Rousseau nach Genf im Jahr 1549 hatte eine bescheidene Erfolgsgeschichte begonnen, die sich durch Handelsgeschäfte und die – in Genf durchaus respektable – Uhrmacherei in den nachfolgenden Generationen fortsetzte, aber jetzt kurz vor dem Abbruch stand. Nach der bewegenden, immer wieder ungeprüft nacherzählten Schilderung der *Confessions* kam Isaac Rousseau über den Tod seiner Frau nicht hinweg. Einerseits habe er seinen Zweitgeborenen fühlen lassen, dass er ihn für diesen Verlust verantwortlich machte, andererseits habe er mit ihm gemeinsame Andachten und tränenreiche Erinnerungsséancen abgehalten, die ebenfalls tiefe Schuldgefühle im kindlichen «Muttermörder» verursacht hätten. Kindbettfieber war damals die häufigste Todesursache von Frauen überhaupt, große Emotionen waren in solchen Fällen selten, rasche Wiederverheiratungen die Regel. Die lange Abwesenheit des Vaters, der mit der Mutter überhaupt nur zwei Jahre zusammengelebt hatte, zeugt auch nicht unbedingt von tiefen Gefühlen. So spricht alles dafür, dass Rousseau mit der Liebesheirat und der Liebesehe seiner Eltern ein von ihm später propagiertes Ideal in die eigene Vor- und Frühgeschichte zurückprojizierte.

Als lebendigste Erinnerungen an seine Kindheit als Halbwaise hat Rousseau außer den obligatorischen Trauerriten die ausgedehnten gemein-

samen Lektürestunden von Vater und Sohn festgehalten. Nächtelang hätten sich beide an den patriotischen Heldengeschichten des römischen Historikers Titus Livius und an den edlen Wesenszügen der großen Griechen und Römer in Plutarchs «Parallelbiographien» berauscht, aber auch an den züchtigen Liebesabenteuern holder Schäferinnen und galanter Schäfer in den höfischen Romanen des 17. Jahrhunderts delectiert, und das alles so zeitvergessen, dass die Uhrenproduktion und -reparatur darüber bedenklich ins Hintertreffen geraten seien. Um diesem Missstand abzuhelpen, habe der kleine Jean-Jacques dem nach Zahl der Jahre erwachsenen, aber im Wesen kaum weniger kindlichen Isaac bei dessen handwerklicher Tätigkeit als Vorleser gedient. Dafür musste der Knabe früh lesen können – die Datierungen schwanken zwischen dem dritten und dem fünften Lebensjahr. Damit widersprachen die Erziehungsmethoden von Vater Rousseau diametral den Prinzipien des Sohnes, wie dieser sie mehr als vier Jahrzehnte später in einem seiner berühmtesten Werke, dem pädagogischen Traktat-Roman *Emile ou de l'éducation* (Emile oder Über die Erziehung), niederlegte. Darin wird die Lektüre als Geißel der Kindheit verdammt: Alles ist verloren, wenn ein Kind davon träumt, selbst eine Romangestalt zu werden, und darüber die eigene Identität verliert. Vor diesem Hintergrund erstaunt es, wie die nach *Emile* entstandenen *Confessions* den umgekehrten Effekt der Lesestunden in der Werkstatt des Vaters bilanzieren: «Von dieser Zeit an datiere ich ein ununterbrochenes Bewusstsein meiner selbst.»³ Allerdings ist dieses frühe Ich-Gefühl nicht ohne Gefahren: «Sie (die Lektürestunden) vermittelten mir bizarre und romanhafte Vorstellungen vom menschlichen Leben, von denen Erfahrung und Nachdenken mich nie ganz heilen konnten.»⁴ Die Welt und die Menschen zuerst aus Büchern kennenzulernen, heißt, die Wirklichkeit verzerrt und verfremdet wahrzunehmen, und ist deshalb ein Verstoß gegen den Willen der Natur. Wie ein Kind, das so unnatürlich aufwuchs, später zum natürlichen Menschen schlechthin und damit zum leuchtenden Vorbild einer irregehenden Menschheit werden konnte, stellt Leserinnen und Leser der *Confessions* erst einmal vor unlösbare Rätsel. Einen Vorwurf macht der Autor seinem Vater nicht, ihm werden die mildernden Umstände lebenslanger Trauer gutgeschrieben.

Um den häuslichen Speisezettel anzureichern und sein welkendes Ansehen aufzupolieren, ging Issac Rousseau – so eine weitere Erinnerung in

den «Bekanntnissen» – mit dem Sohn auf die Pirsch nach essbarem Geflügel. Die Jagd war der stilvolle Freizeitsport der höheren Schichten, auch in Genf, und zu diesen wollte der lektüreversessene Uhrmacher offensichtlich gehören. Von seinen Genfer Vorfahren hatte er den Rang eines *bourgeois et citoyen* geerbt; damit zählte er zur privilegierten Schicht von einigen Hundert über fünfundzwanzigjährigen Männern, die allein das Vorrecht innehatten, die Ämter der Republik Genf zu bekleiden. Doch der stolze Titel eines «Bürgers und Staatsbürgers» klang nach mehr, als er wert war. De facto wurden die Führungsposten von einem in Handel und Bankgewerbe reich gewordenen und durch Heirat eng miteinander verflochtenen Patriziat besetzt. Isaac Rousseaus irrige Überzeugung, der Elite seiner Heimatstadt anzugehören, beschleunigte seinen Abgang von dieser Bühne. Im Juni 1722 geriet er nach einer Jagdpartie in Streit mit einem ehemaligen Offizier in Diensten des sächsischen Kurfürsten, dessen Feld er zertrampelt hatte. Als er vier Monate danach zufällig mit diesem zusammentraf, begann er ein Wortgefecht, auf dessen Höhepunkt er, Möchtegern-Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, seinen Kontrahenten zum Duell forderte. Nach dessen Weigerung, mit einem Uhrmacher die Waffen zu kreuzen, artete die Auseinandersetzung in einen wüsten Faustkampf aus, in dem der Offizier erhebliche Verletzungen davontrug. Nach Aussage zahlreicher Zeugen habe der Anstifter der Schlägerei immer wieder gerufen: Ich bin Rousseau! Was wohl heißen sollte: Einen wie mich beleidigst du nicht ungestraft! Im Übrigen war das nicht das erste Vorkommnis dieser Art, wie beim Blick in die Akten festgestellt wurde – in Sachen seiner Ehre kannte der schlagkräftige Uhrmacher keine Kompromisse.

Das galt später auch für seinen Sohn; allerdings verteidigte dieser sich gegen die Attacken seiner vielen Feinde nicht mit der Faust, sondern mit der Feder. Seinen Vater nahm er in den *Confessions* durch die systematische Verfälschung der Fakten in Schutz, so dass dieser als das unschuldige Opfer einer politischen Verschwörung dastand – auch das eine Vorwegnahme der eigenen Lebensdeutung. Isaac Rousseau kam der drohenden Verfolgung durch die Justiz zuvor und floh am 11. Oktober 1722 nach Nyon im nahegelegenen Waadtland, einem Untertanengebiet der Republik Bern. In Nyon schloss er 1726 eine zweite Ehe. In Genf, wo ihn das Gericht in Abwesenheit zu demütigenden Strafen verurteilt hatte, wurde er fortan nicht mehr gesehen. Die Fürsorge für seine beiden Söhne überließ er seinem

Schwager, dem notorischen Nichtstuer Gabriel Bernard. François Rousseau, Jean-Jacques' älterer Bruder, schlug schon mit dreizehn eine kriminelle Laufbahn ein und setzte sich nach Deutschland ab, wo sich seine Spuren verlieren. Einige Jahre später verschwand auch Jean-Jacques' Cousin Abraham Bernard nachrichtenlos für immer, kurz darauf setzte sich Gabriel Bernard in die englischen Kolonien in Nordamerika ab, wo er wenig später mittellos verstarb. So schnell konnte es mit Besitz und Status eines Familienverbands bergab gehen. Damit stand Jean-Jacques Rousseau vor dem sozialen Nichts.

Doch ganz so weit war es 1722 noch nicht. Vorerst reichten die ererbten Mittel noch aus, um den zehnjährigen Jean-Jacques bei dem Pfarrer Jean-Jacques Lambercier in Bossey, einem Dorf im schmalen Hinterland der kleinen Republik Genf, in Pension zu geben, und zwar zusammen mit seinem Cousin Abraham Bernard. Die dort verbrachte Zeit – so Rousseau in einer seiner zahlreichen rückblickenden Selbstdeutungen – hätte seinem Charakter seine endgültigen – das heißt: positiven – Eigenschaften verleihen können, wenn sie nur länger als zwei viel zu schnell zu Ende gehende Jahre gedauert hätte: «Die (dort geförderten) zärtlichen, liebevollen, friedlichen Empfindungen bildeten die Grundlage meines Wesens.»⁵ Das war die Folge einer Pädagogik der Güte: «Ich war *doux*, mein Cousin war es, die, die uns erzogen, waren es auch.»⁶ Das französische *doux* ist für Lebensmittel und Desserts leicht mit «süß» zu übersetzen, als Schlüsselbegriff Rousseaus für menschliche Qualitäten hingegen nur unzureichend mit «milde», «sanft», «liebevoll» wiederzugeben. Die Folgen der Erziehung im Geiste der *douceur* waren prägend – wer sich geliebt weiß, erwidert diese Liebe durch Liebe für sich und für die ganze Welt und will diese Gefühle erwidert sehen: «Von allem, was mir nahekam, geliebt zu werden, war die lebhafteste meiner Begierden.»⁷ All diese Neigungen glaubte Rousseau in sich selbst so intensiv wahrzunehmen, dass er daraus eine Gesetzmäßigkeit für die Menschheit insgesamt ableitete: Die Eigenliebe (*amour de soi*) ist natürlich und daher gut, solange sie nicht in überzogene Selbstverliebtheit (*amour-propre*) umschlägt, die mit künstlichen Bedürfnissen und unerbittlicher Konkurrenz einhergeht. Doch gegen diese Art von morbidem Narzissmus weiß sich Rousseau dauerhaft gefeit: «Ich glaube, dass niemals ein Individuum unserer Spezies von Natur aus weniger Eitelkeit besaß als ich.»⁸ Umso hellstichtiger beobachtete und beschrieb er diese Form des

Ego-Kults bei anderen und sah darin ein Hauptkennzeichen der aristokratischen Gesellschaft – eines seiner ersten Theaterstücke trägt bezeichnenderweise den Titel «Narziss oder der Liebhaber seiner selbst».

Zwei weitere lebenslang nachhallende Glückserlebnisse notiert Rousseau im Rückblick der *Confessions* für die Zeit in Bossey: zum einen die Erfahrung der Freundschaft mit seinem Cousin Abraham und den daraus abgeleiteten Beweis, lebenslang freundschaftsfähig zu sein. Freundschaft können laut Rousseau nur zwei gleichgestimmte Seelen schließen; so traf es sich gut, dass auch Abraham «süß im Geist» (*doux d'esprit*) war. Diese Gutartigkeit zeigte sich im Alltag daran, dass er von der Bevorzugung, die er als Folge der Verwandtschaft im Hause des Pastors genoss, nur sehr eingeschränkten Gebrauch machte und versuchte, seinen Vetter an den eigenen Privilegien teilhaben zu lassen. Das zweite in Bossey auf Dauer vermittelte Glück ist das Entzücken am Landleben, das als Inbegriff der natürlichen Existenzbedingungen verstanden wird: «Alles verstärkte in meinem Herzen die Anlagen, die es von der Natur bekommen hat.»⁹ Innere und äußere Natur stimmten somit in Bossey überein. Das waren die besten Aussichten für eine harmonische Weiterentwicklung des Knaben Jean-Jacques.

Doch so ungestört ging es in der vermeintlichen Idylle nicht weiter. Der Pfarrer Jean-Jacques Lambercier lebte mit seiner jüngeren unverheirateten Schwester namens Gabrielle zusammen, der weitgehend die Aufsicht über die beiden manchmal recht ungebärdigen Knaben oblag. Als ebenso reizvolle wie liebevolle Ersatzmutter waltete sie nach Rousseaus Worten dieses pädagogischen Amtes mit Autorität und, wenn angebracht, auch mit der nötigen Strenge, das heißt: mit einer Tracht Prügel. Diese Strafe hatte zur Folge, dass der Delinquent seine Züchtigerin heiß und innig zu lieben begann, und zwar keineswegs rein platonisch, so dass die Sehnsucht nach weiteren Schlägen von dieser süßen Hand schier unwiderstehlich wurde: «Denn ich hatte im Schmerz, ja sogar in der Schande eine Mischung aus Sinnlichkeit gefunden, die mich mit mehr Sehnsucht als Furcht erfüllte, diese Prozedur nochmals zu erleben.»¹⁰ Dieses Vergnügen blieb auch der schönen Strafenden nicht verborgen, die daraufhin die gerade verabreichten Schläge für die letzten dieser Art erklärte, da die Prozedur sie zu sehr ermüdet habe. Eine weitere Konsequenz war, dass sie den beiden Knaben, die bisher in ihrem Zimmer genächtigt hatten, einen eigenen Schlafraum anwies.

Auf dieses – für eine prüde Leserschaft unsäglich peinliche und aus «gereinigten» Ausgaben daher gestrichene – «Geständnis», das allein schon den Titel der *Confessions* rechtfertigt, folgt eine eingehende Selbstanalyse, die am Ende auf eine umfassende Selbstrechtfertigung hinausläuft. Sie beginnt mit fassungslosem Staunen: «Wer mag glauben, dass die kindliche Züchtigung im Alter von acht Jahren (in Wirklichkeit waren es mindestens zehn) von der Hand eines dreißigjährigen Mädchens über meine Vorlieben, meine Begierden, meine Leidenschaften, ja über mich insgesamt für den Rest meines Lebens entschied, und zwar gegenläufig zu dem, was natürlicherweise hätte folgen sollen?»¹¹ Damit klafft erneut ein tiefer Widerspruch zu Rousseaus plakativer Selbstdarstellung als exemplarischer Mensch der Natur: Die sexuelle Fixierung, die er an sich selbst feststellt, ist nach seinen eigenen Worten gegen die Natur. Allerdings wird diese gravierende Beobachtung im selben Satz entschärft: Die «gegenläufige» Neigung wird vom «dreißigjährigen Mädchen» eingepflanzt; die verführerische Bestraferin ist also schuld, nicht seine eigene «unnatürliche» Natur. Dass die lebenslange sexuelle Fixierung nicht durch die Schläge verursacht wurde, sondern durch sie nur erstmals zu Tage trat, wird konsequent verdrängt.

Damit ist die Voraussetzung für eine positive Umwertung geschaffen. Was eben noch eine bizarre Veranlagung war, verwandelt sich unversehens in einen Segen der Natur. Dadurch, dass Begierde, Schmerz, Unterwerfung, Demütigung und Genuss für ihn von jetzt an eine unauflösliche Einheit bildeten, habe er – so Rousseau weiter – einen unüberwindlichen Ekel gegen die vorherrschenden Formen der menschlichen Sexualität entwickelt und verliebten Paaren bei ihren erotischen Verrichtungen nie ohne Widerwillen und Abscheu zuschauen können. Dadurch, dass sich sein Sexualleben bis weit über das übliche Alter hinaus auf reine Phantasiegebilde und die damit verbundenen einsamen Prozeduren der Befriedigung beschränkt habe, sei er den unmoralischen Verlockungen der Prostitution und allen von nackter Sinnlichkeit diktierten Liaisons entronnen und so durch eine an sich unnatürliche Neigung zur Erkenntnis der höchsten und damit natürlichsten Liebe vorgestoßen. Diese finde ihre Erfüllung nicht im sexuellen «Besitz» (*possession*), auf den vielmehr gesetzmäßig das Leeregefühl des Überdrusses folge, sondern in der Gleichgestimmtheit der Seelen und in der Sehnsucht nach einer Unendlichkeit, die rein physisch nie empfunden werden kann: «So haben meine Sinne zusammen mit meiner schüchternen

Veranlagung und meinem romanhaften Geist mir die Empfindungen rein und meine Sitten ehrenhaft erhalten.»¹² Es gibt also eine niedrige, instinkthafte animalische Liebe, die Hunde und rohe Menschen zur Paarung treibt, aber die empfindsame Seele entdeckt hinter den «brutalen Wollüsten» eine höhere, edlere Natur. Über den Umweg der masochistischen Lust daran, geschlagen zu werden, führt der Weg zur höchsten Tugend – nach einem vergleichbaren Muster von Liebe und Leid sollte Rousseau vier Jahrzehnte nach seinem «Urerlebnis» von Bossey sein vielschichtigstes Werk gestalten, den Briefroman *Julie ou la Nouvelle Héloïse* (Julie oder Die neue Heloise).

Ungerechtigkeit und sozialer Absturz

Auch wenn die köstlichen Schläge von jetzt an tabu waren, hatte die Idylle von Bossey nach Aussage der *Confessions* noch eine Weile Bestand. Jean-Jacques und Abraham pflanzten ohne Erlaubnis eine Weide, zweigten dafür heimlich Wasser aus einem Bassin ab, das der Pastor für einen Nussbaum angelegt hatte, und wurden nicht nur nicht bestraft, sondern für diese bemerkenswerte Ingenieurleistung sogar gelobt. Umso unerwarteter und unfassbarer war dann das Verhängnis, das über diesen Ort der Güte und wechselseitigen Wertschätzung hereinbrach. Ein Kamm von Fräulein Lambercier wird zerbrochen aufgefunden, Jean-Jacques ist als Einziger im betreffenden Zimmer gesehen worden, soll eine Missetat gestehen, die er nicht begangen hat, weigert sich, wird vom eilends herbeigerufenen Pastor grausam geprügelt, leugnet weiter und wird danach als unbußfertiger Sünder zur Unperson. Im calvinistischen Genf mussten sich Verurteilte für ihre Strafe bedanken, da sie nur durch deren demütige Annahme eine Aussöhnung mit Gott und den Menschen erhoffen konnten. Das gnadenreiche Geschenk der Züchtigung abzulehnen, zeugte von Verstocktheit, Gottferne und Verworfenheit.

Mit der ungerechten Beschuldigung und der brutalen Bestrafung für eine Lappalie war die Zeit des wechselseitigen Urvertrauens unwiderruflich vorbei. Erzieher und Erzieherin hatten in den Augen ihrer Zöglinge den Nimbus der Güte und Überparteilichkeit verloren und waren Despo-

ten geworden. Für die Geschwister Lambercier war Jean-Jacques nur noch ein schäbiger Lügner und Abraham sein Komplize. In dieser irreparabel gestörten Formation rächten sich die beiden an ihren Unterdrückern durch Aufsässigkeit, Flunkereien und Betrugereien, mit denen sie das allgegenwärtige Misstrauen nur weiter schürten und bestätigten. Selbst über die eben noch so prächtig prangende Natur senkte sich von nun an ein Grauschleier, der sie trüb und reizlos erscheinen ließ. Der Sündenfall war geschehen, die Vertreibung aus dem Paradies nicht mehr rückgängig zu machen, der räumliche Auszug nur noch die Folge der inneren Distanzierung: «Wir ekelten uns vor dieser Welt, man ekelte sich vor uns. Mein Onkel holte uns ab, und wir trennten uns von Herrn und Fräulein Lambercier, die von uns genauso genug hatten wie wir von ihnen und uns ohne Bedauern ziehen ließen.»¹³

So banal sich das Alltagsdrama im häuslichen Ambiente auch ausnehmen mag, so bedeutungsschwer wird es durch seine im Rückblick vorgenommene Auswertung. Sehr deutlich tritt der politische Parabelcharakter der Episode exemplarisch hervor. Ein wohlgeordnetes Gemeinwesen beruht auf der gegenseitigen Wertschätzung zwischen oben und unten. Haben die Bürger das Vertrauen in ihre Führung verloren, deren Aufgabe darin besteht, wie in einer einträchtigen Familie das Gemeinwohl zu fördern, ist die Grundlage für ein harmonisches und friedliches Miteinander für immer zerstört; genau so sollte es im Genf der 1760er-Jahre, also zur Abfassungszeit der «Bekenntnisse», auch kommen. In einem guten Staat gibt es auch keine Missverständnisse wie in Bossey, sondern in ihm herrscht Transparenz, weil alle die gleiche Sprache sprechen und niemand etwas zu verbergen hat. Trotzdem erwies sich dieser Schlag des Schicksals wie die vielen weiteren, die in Rousseaus kunstvoll komponierter Lebensinszenierung noch folgen sollten, als segensreich: Die traumatische Erfahrung der falschen Beschuldigung wegen des zerbrochenen Kammes habe ihn auf Lebenszeit zum unerschütterlichen Kämpfer an der Seite der zu Unrecht Verfolgten und Unterdrückten gemacht, deren unstillbarer Kummer ihm seine eigene Unrechtserfahrung stets aufs Neue siedend heiß ins Gedächtnis rufe. Auch das hat Beweiskraft für die Menschheit als Ganze, denn so erwächst aus eigenem Leiden das Mitleid mit den anderen, der nach dem Selbsterhaltungsinstinkt zweite natürliche, dem Menschen von der gütigen Natur eingepflanzte Trieb: «Und dieses ursprünglich ganz auf mich bezo-

gene Gefühl hat sich so in sich selbst verfestigt und hat sich so weit von jedem persönlichen Interesse abgelöst, dass sich mein Herz bei jedem Schauspiel einer ungerechten Handlung oder auch nur dem Bericht davon sofort entflammt, wie und wo auch immer sie sich zuträgt, so als ob ich selbst die Folgen davon zu tragen hätte.»¹⁴ Die noble Folge des Mitleids ist der tief verwurzelte Hass auf alles Böse, welche Gestalt es auch annehmen mag: «Wenn ich von den Grausamkeiten eines entfesselten Tyrannen und den feingesponnenen Missetaten eines Priester-Schurken lese, würde ich nur allzu gerne aufbrechen, um diese Elenden zu erdolchen, sollte ich auch hundertmal dadurch zugrunde gehen.»¹⁵ Mit seiner Feder hat der unbeugsame Bundesgenosse der Unterdrückten den Despoten und Ausbeutern dieser Welt mehr Schaden zugefügt als jeder Attentäter mit dem Dolch im Gewand – diese Schlussfolgerung sollen Leserinnen und Leser nach der Lektüre dieser flammenden Passagen selbst ziehen.

Die Erinnerung an den ungelösten Klein-Kriminalfall des zerbrochenen Frisierinstruments ist vierzig Jahre nach den nie aufgeklärten Geschehnissen so lebendig, dass Rousseau beim Verfassen der betreffenden Passage der *Confessions* ein weiteres Mal Gott mit hohem Pathos zum Zeugen seiner Unschuld anruft. Als Erklärung für die nachfolgende Verbannung aus Bossey reicht die Episode, so wie Rousseau sie berichtet, allerdings schwerlich aus, zumal dieser Bannspruch beide, den vermeintlich verstockten Jean-Jacques und seinen Cousin, traf, dem eine direkte Tatbeteiligung nicht unterstellt wurde. Die viel einfachere und wirklichkeitsnähere Erklärung lautet daher, dass für beide die Zeit des Aufbruchs in den Ernst des Lebens gekommen war. Für den zwölfjährigen Jean-Jacques, dessen «Ausbildung» aus der Lektüre antiker Autoren und höfischer Romane im Vaterhaus und etwas Privatunterricht bei Pastor Lambercier bestand, kam in Ermangelung der Geldmittel, die für den Besuch höherer Schulen und Universitäten aufgebracht werden mussten, nur eine Lehrzeit bei einem Handwerker oder in einer untergeordneten Verwaltungsbehörde in Frage. Dass diese harte Notwendigkeit und nicht die emotionale Eiszeit im Pfarrhaus von Bossey die Ursache für die so dramatisch beschriebene Lebenswende war, lässt sich auch aus einer auffallenden Ungenauigkeit von Rousseaus Datierung schließen: Nach der Vertreibung aus der ländlichen Idylle habe er «zwei oder drei Jahre»¹⁶ bei seinem Onkel Gabriel Bernard in Genf verbracht. In Wirklichkeit kann die Übergangsfrist nur wenige Monate betra-

gen haben. In dieser kurzen Zeit der Ungebundenheit bei einem Verwandten, dessen «Leichtlebigkeit» wie die seiner Schwester nur diskret angedeutet wird, habe sein zutiefst gespaltenes Verhältnis zum anderen Geschlecht – so Rousseau in Fortsetzung seiner Selbstanalyse – eigentümliche Ausdrucksformen gefunden. Einerseits habe er einer koketten Zweiundzwanzigjährigen wie ein Ritter aus einem höfischen Roman galant den Hof gemacht, andererseits habe ihm eine dreiste und handfeste Gleichaltrige als strenge «Schulmeisterin» die heiß ersehnten Züchtigungen verabreicht. Die Nachricht von diesen ganz speziellen Zärtlichkeiten habe daraufhin unter den Mädchen des Viertels die Runde gemacht und ihm Spottverse eingebracht. Eine solche Reaktion ließ es ratsam erscheinen, die masochistischen Neigungen, die anderen bizarr erscheinen mussten, künftig geheim zu halten.

Nun stellte sich endgültig die Frage, welches Metier der Sohn des abgängigen Uhrmachers erlernen sollte. Rousseau selbst tat eine Vorliebe für den Beruf des Pastors kund, weil er eine starke Neigung zum Predigen verspüre. Da der Kanzel-Beruf ein Theologiestudium voraussetzte und dieses in Ermangelung von Geldmitteln nicht in Frage kam, wurde er zur Ausbildung ins Büro des Genfer Stadtschreibers geschickt. Dort habe er sich aus Verachtung für dieses subalterne Papierbekritzeln bewusst so ungeschickt angestellt, dass man ihn wegen erwiesener Unfähigkeit für jegliche Art der Kopfarbeit schmachvoll nach Hause geschickt habe. Als Reaktion auf diesen peinlichen Misserfolg unterzeichnete Onkel Gabriel als Erziehungsberechtigter am 26. April 1725 einen Vertrag mit dem zwanzigjährigen Graveurmeister Abel Ducommun, in dem dieser Jean-Jacques für fünf Jahre als Auszubildenden in seine Werkstatt aufnahm: «Während dieser Zeit verspricht der besagte Herr Ducommun, den Lehrling Rousseau sein Graveur-Metier vollständig, ohne irgendetwas auszulassen, zu lehren, unter der Voraussetzung, dass dieser das alles verstehen kann. Und er bleibt verpflichtet, dem besagten Lehrling während dieser Zeit Kost und Logis zu bieten und ihn in Gottesfurcht und guten Sitten aufzuziehen und zu erziehen, wie es sich für einen Familienvater geziemt.»¹⁷ Die ihm, wie damals üblich, zugewiesene Rolle als Ersatz-Familienvater interpretierte der Lehrherr Ducommun – schenkt man den Erinnerungen seines ehemaligen Lehrlings Glauben – auf die seinem brutalen Wesen entsprechende Weise: In seinem Haus und an seinem Tisch fiel dem Lehrling Jean-Jacques der

undankbare Part des männlichen Aschenputtels und Prügelknaben zu. Nach eigenen Worten bislang an eine Kommunikation mit Erwachsenen auf Augenhöhe gewöhnt, erfuhr er jetzt den sozialen Abstieg, der in Bossey noch kaum zu spüren gewesen war, täglich am eigenen Leibe.

Damit ging eine bestürzende Entdeckung einher: «Die niedrigsten und schäbigsten Vorlieben traten an die Stelle meiner liebenswürdigen Vergnügungen und tilgten die Erinnerung an diese komplett. Trotz der honorigen Erziehung, die mir zuteilwurde, muss ich eine tief verwurzelte Neigung zum moralischen Niedergang in mir haben.»¹⁸ Da Rousseau für die Menschheit steht und schreibt, müsste der Rückschluss lauten, dass jeder Mensch Abgründe in sich hat, die er nicht sehen will, weil ihn der Blick in diese Untiefen schaudern lässt. Dieser Meinung war auch der Genfer Reformator Jean Calvin, der daraus folgerte, dass jeder Mensch sich gesetzmäßig durch Sichschönreden selbst betrügt. Eine nüchternere Erklärung für die bitteren Erfahrungen während der Lehrzeit würde besagen, dass die äußeren und speziell die ökonomischen Lebensumstände den inneren Menschen, seinen Charakter und seine Neigungen, formen und prägen. Diese Schlussfolgerung zieht auch Rousseau, aber anders als die meisten Vertreter der Aufklärung, die die Ausbeutung und Unterdrückung des Volkes für dessen Unwissenheit und moralische Verwilderung verantwortlich machen. Für ihn ist der kausale Zusammenhang umgekehrt: Armut adelt und macht frei, Reichtum versklavt und verdirbt den Charakter. Unerträglich ist allein der Zustand, fremdem Willen unterworfen zu sein. In den knapp drei Jahren der Lehrzeit bei Abel Ducommun ist dieses Gefühl der Abhängigkeit so stark, dass es Gegenreaktionen hervorbringt: Ausreden, die sich zu Notlügen auswachsen, Arbeitsunlust, Unzuverlässigkeit und einen Apfeldiebstahl in Nachbars Garten. Mehr kommt im Sündenkonto des Getretenen und Geschlagenen nicht zusammen. Die eben konstatierte Neigung zum moralischen Verfall hält sich also nicht nur in engen Grenzen, sondern wird durch den nachfolgenden Kommentar sogar ironisch unterlaufen: «Es sind fast immer schlecht angeleitete gute Empfindungen, die Kinder die ersten Schritte zum Bösen tun lassen.»¹⁹ Das zeigt sich daran, dass das «Böse» so harmlos, ja unschuldig bleibt wie im Fall des Lehrlings Rousseau. Wer wie dieser schon nach einem Drittel der Mahlzeit den Tisch verlassen muss, hat zudem alles natürliche Recht der Welt, sich die dringend benötigte Nahrungsergänzung anderweitig zu beschaffen.

Und noch eine viel optimistischere Konsequenz leitet Rousseau aus seiner harten Lehrzeit ab: Jeder Mensch hat die Anlage zur Tugend in sich, mit der er die Anziehungskraft des Bösen überwinden kann, wenn er denn nur will. Diesen Triumph, trotz aller widrigen Umstände immer derselbe und sich treu geblieben zu sein, nimmt Rousseau in seiner Lebensbilanz trotz gelegentlich aufkommender banger Zweifel für sich in Anspruch. Die Sünden, die die «Bekenntnisse» eingestehen, können diesen Stolz nicht beeinträchtigen, denn alle darin verzeichneten Ausrutscher werden letztlich schädlichen Einflüssen der Außenwelt zugeschrieben.

Gegen die öde und feindselige Realität in Haus und Werkstatt Ducommun halfen laut *Confessions* die Bücher, mit deren Hilfe der schikanierte Lehrling sich wie Jahre zuvor auf dem Schoße des Vaters in lockende Phantasiewelten fortträumen konnte. Das armselige Kleingeld, das ihm von der kargen Entlohnung für die Plackerei übrig geblieben sei, habe er samt und sonders zu einer Bücherverleiherin getragen, deren Angebot er mit einer einzigen Ausnahme vollständig ausgeschöpft habe: «Wenn mich mein schlechter Geschmack auch nicht vor flachen und faden Texten bewahrte, so schützte er mich doch vor obszönen und unsittlichen.»²⁰ Natürlich gab es in den Beständen der ambulanten Ein-Frau-Bibliothek auch solche Literatur, sogar reichlich, aber die augenzwinkernde Anpreisung bewirkte in diesem jungen Stammkunden das Gegenteil: «Ekel, Scham und Zufall kamen meinem schamhaften Naturell so sehr zur Hilfe, dass ich erst mit dreißig Jahren diese gefährlichen Bücher zu Gesicht bekam, die eine schöne Dame von Welt so unbequem findet, weil man sie nach ihren Worten nur mit einer Hand umblättern kann.»²¹ Seinen tiefen Widerwillen gegen alles explizit Erotische in Text und Bild erhob Rousseau später in seinem Erziehungstraktat *Emile* zu einem Gebot der Natur und zu einer Grundregel seiner «negativen» Pädagogik, die alle schädlichen Einflüsse aus einer «natürlichen» Kindheit verbannen will.

Zu Beginn des Jahres 1728 war noch nicht abzusehen, wozu die Natur den mittlerweile Fünfzehnjährigen bestimmt hatte, am allerwenigsten für diesen selbst. Ein Leben in geruhssamer und behaglicher Mittelmäßigkeit schien in Reichweite, doch das Schicksal – so die bittersüße Erkenntnis fast vierzig Jahre später – hatte etwas dagegen. Dabei fehlte gar nicht einmal viel, es hätte nur eines humaneren und verständnisvolleren Meisters bedurft. Denn an Neigung und Talent zum Beruf des Graveurs mangelte es

dem Lehrling Jean-Jacques nicht. Der Beweis: In seiner knapp bemessenen Freizeit fertigte er Phantasiemedailen für einen imaginären Ritterorden an, die er seinen Kameraden in einem feierlichen Initiationsakt überreichen wollte. Anstatt ihn für so viel Kreativität zu loben, drohte ihm der rohe Ducommun jedoch mit einer Anzeige wegen Falschmünzerei, prangte auf der Rückseite der Schauobjekte doch das Siegel der Republik Genf. Der Weg ins schlichte Lebensglück war damit verbaut; die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren aber blieb: «Ich hätte im Schoße meiner Religion, meines Vaterlandes, meiner Familie und meiner Freunde ein friedliches und süßes (*douce*) Leben geführt, so wie es meinem Charakter angemessen war, nämlich in der Gleichförmigkeit einer Arbeit nach meinem Geschmack und in einer Gesellschaft nach meinem Herzen.»²² Am Ende dieses einfachen und unauffälligen Lebens – so die gefühlvolle Fortsetzung dieses alternativen Lebensentwurfs – wäre er als silberhaariger Patriarch im Kreise der Seinen gestorben und gebührend betrauert, von der übrigen Welt aber vergessen worden, und es wäre besser so gewesen. Was im Leben zählt, ist weder Rang noch Reichtum oder gar Ruhm, sondern allein die Freiheit zu träumen. Wer sie besitzt, erschafft sich eine eigene, bessere Welt.

Durfte man dem rastlos produktiven Schriftsteller Jean-Jacques Rousseau, der 1761 mit seinem Briefroman *Julie ou la Nouvelle Héloïse* den Bestseller des Jahrhunderts veröffentlicht hatte, dieses regelmäßig wiederkehrende Lamento abnehmen? Für die meisten seiner Berufskollegen war das nichts als eitles Getue und Kokettieren mit Scheinalternativen, zumal sich die Frage aufdrängte, ob es sich als freier Erfolgsautor nicht besser träumen ließ als in einem gedrückten Dasein als politisch rechtloser Handwerker in einer patrizisch regierten Stadt. Rousseau hat diesen Einwand zurückgewiesen: Träumen ist Freiheit, Träume niederschreiben aber ist Fron. Die Klage über das verlorene einfache Leben wird nicht nur in eigener Sache, sondern auch im Namen der Menschheit angestimmt. Auch sie hätte den fatalen Versuchungen der Zivilisation widerstehen und in einem simpleren und seligeren Zustand verharren können – so lautete die Botschaft, mit der der Publizist Rousseau ab 1750 das aufgeklärte Europa provozierte. Da die Menschheit jedoch diesen Irrweg eingeschlagen hatte, bedurfte es eines Propheten, der das Elend und Unrecht der Gegenwart in all seinen Facetten am eigenen Leben erfahren hatte und seine Zeit- und Leidensgenossen dadurch umso glaubwürdiger zur Umkehr aufrufen konnte, ja musste: Ein

Visionär hat nicht mehr das Recht, für sich allein zu träumen, sondern die Pflicht, sich aufzuopfern – Ähnlichkeiten zu Christus und seiner Erlösungsmission sind beabsichtigt. So ist im Rückblick der *Confessions* nichts von dem, was sich bereits ereignet hat und weiter ereignen wird, Zufall, sondern alles vom Schicksal bestimmt. Sich trotzdem sehnsüchtig eine Parallelbiographie auszumalen, hieß nichts anderes, als den dieser Idylle entgegenstehenden Auftrag mit Tränen in den Augen anzunehmen.

Anarchische Freiheit, servile Hörigkeit

Am Sonntag, dem 14. März 1728, fanden Rousseau und seine Kameraden nach einem Ausflug in die ländliche Umgebung Genfs das Stadttor geschlossen vor. Ein nachlässiger Offizier hatte es eine halbe Stunde vor dem offiziellen Zapfenstreich verriegelt. Die Rückkehr ins städtische Nachtquartier war jetzt nicht mehr möglich. Für den Graveurlehrling war es bereits die dritte peinliche Aussperrung, ihn erwarteten die Prügel seines Meisters. Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte und, folgt man den *Confessions*, das lange erwartete Zeichen des Schicksals zum Ausbruch aus Abhängigkeit und Unfreiheit. Doch Zweifel an dieser Erzählung drängen sich auf, denn sie dient dem Zweck, eine Entscheidung Rousseaus zu rechtfertigen, die ihm bis zu seinem Lebensende als Verrat an seiner Heimatstadt und ihrem Glauben vorgeworfen wurde.

Die militärisch wehrlose Republik Genf musste es sich seit der Zeit des allgewaltigen französischen Königs Ludwig XIV. gefallen lassen, dass innerhalb ihrer Stadtmauern katholische Konvertierungstrupps unterwegs waren. Im bereits zum Königreich Sardinien-Piemont-Savoyen gehörigen Dörfchen Confignon, das heute an der Peripherie der Agglomeration Genf liegt, wartete der Pfarrer Benoît de Pontverre darauf, solche «Überläufer» in Empfang zu nehmen und zu versorgen. Das Verzeichnis des 1656 geborenen *curé* von Confignon verzeichnet zwischen 1670 und 1732 nicht weniger als 64 Glaubensübertritte. Bei den meisten von ihnen dürfte die Aussicht auf soziale Versorgung das ausschlaggebende Motiv gewesen sein, so

auch – wie im Folgenden zu belegen – beim entlaufenen Lehrling Jean-Jacques Rousseau. Dass er seinen Lehrmeister Ducommun aus freien Stücken verließ, beweist eine Notariatsurkunde vom 30. März 1728, in der Rousseaus Vater Issac zur Zahlung eines erheblichen Geldbetrags als Entschädigung für diese *désertion* verpflichtet wird.

Kurz zuvor hatte der Fahnenflüchtige noch ein letztes, geheimes Treffen mit seinem Cousin Abraham abgehalten, wahrscheinlich in der Hoffnung auf dessen Unterstützung oder sogar Begleitung. Doch beides wurde ihm kühl verweigert. Abraham – so Rousseaus Fazit im Rückblick – hatte inzwischen die Manieren der besseren Gesellschaft in der Genfer Oberstadt angenommen und dadurch seine natürliche Güte eingebüßt. So habe es der Treulose beim kümmerlichen Abschiedsgeschenk eines kleinen Schwertes und bei etwas Wegegeld bewenden lassen. Der eigentliche Grund für diese lieblose Verabschiedung dürfte jedoch ein anderer gewesen sein: Die Verwandtschaft war heilfroh, auch den letzten, offenbar besonders missratenen Spross der abgesunkenen Familie Rousseau nicht mehr zu Gesicht zu bekommen.

In den *Confessions* rechtfertigt Rousseau den mit seiner Flucht aus Genf verknüpften Wechsel der Religion gegen den Vorwurf, für ein paar Wochen Kost und Logis und eine Handvoll Münzen dem Glauben seiner Väter untreu geworden zu sein. Zu diesem Zweck stellt er die eigene Gemütslage als naiv, seinen inneren Widerstand gegen die Konversion als zäh und die Außenwelt als so feindselig und bedrohlich dar, dass dieser Schritt der Macht des Schicksals angelastet werden kann. All diese Elemente werden im Folgenden meisterhaft zu einer Erzählung von bezwingender Lebendigkeit und Farbigkeit, psychologischer Eindringlichkeit, unterschwelligem erotischen Reiz, erlesener Empfindsamkeit und melancholischer Larmoyanz zusammengefügt.

Nachdem er das Stadttor geschlossen vorgefunden habe und nicht mehr zu seinem Meister zurückkehren konnte, sei er, so Rousseau in den *Confessions*, nach einigem Umherirren und Übernachtungen bei freundlichen Bauern mehr oder weniger ziellos nach Confignon gelangt, wo der Name des Pfarrers immerhin eine Stippvisite aus historischem Interesse wert war: Seine Vorfahren, die Herren von Pontverre, seien schließlich als Mitglieder der «Löffelritter-Gesellschaft», die die Reformation und die Unabhängigkeit Genfs bekämpften, in die Annalen der Republik eingegan-

gen. Das stimmte zwar nicht, aber dieser Irrtum tat der Honorigkeit des Besuchs keinen Abbruch. Das galt laut Rousseau auch für die Gegenseite: «Was für ein Interesse konnte Herr de Pontverre schon daran haben, mich zu empfangen, mich gut zu bewirten, mich überzeugen zu wollen? Kein anderes als mein eigenes. Das sagte mir mein junges Herz.»²³ Dieses Herz war frei von kleinlichem Eigennutz: «In meinem Verhalten war keinerlei Heuchelei. Ich dachte überhaupt nicht daran, die Religion zu wechseln, und weit davon entfernt, mich an diesen Gedanken zu gewöhnen, betrachtete ich ihn mit einem Grauen, das mich diese Vorstellung lange Zeit konsequent verdrängen ließ.»²⁴

Beide Aussagen widersprechen sich diametral: Dem jungen Gast, der sich an Pontverres Tafel satt essen durfte, musste bewusst sein, dass er Förderung für sein berufliches Fortkommen nur erhoffen durfte, wenn sein Gastgeber der Liste seiner Konvertiten einen weiteren Namen hinzufügen konnte, was dieser am 19. März 1728 zum großen Ärger des Genfer Konsistoriums denn auch tat. Mit der Perspektive, einen Deal dieser Art abzuschließen, muss der Fünfzehnjährige die Pfarrei von Confignon auch angesteuert haben. So wusste er genau, worum es nach dem üppigen Mahl gehen würde. Obwohl er sich dem professionellen Protestanten-Bekehrer in Sachen Kontroverstheologie weit überlegen fühlte, habe er in den Tischgesprächen den Naiven gespielt, um sein Gegenüber in trügerischer Erfolgsgewissheit zu wiegen: «Mein Fehler dabei ähnelte der Koketterie ehrenhafter Frauen, die zur Erreichung ihrer Zwecke manchmal mehr erhoffen lassen, als sie einzuhalten gewillt sind, ohne dabei etwas zu erlauben oder auch nur zu versprechen.»²⁵ Das war genau die Heuchelei, von der Rousseau sein «junges Herz» soeben freigesprochen hatte. Der Widerspruch löst sich schon wenige Sätze später auf: Die Taktik der Notlügen sei Notwehr und damit gerechtfertigt gewesen, die Schuld lag wie immer bei den bzw. dem anderen. Wäre der Pfarrer von Confignon so tugendhaft gewesen, wie er behauptete, hätte er den Streuner, der ihm da zugelaufen war, schnurstracks zu seinem Vater zurückschicken müssen. Dieser sei zwar auf der Suche nach ihm zu Pferd bis Annecy gekommen, danach aber umgekehrt, anstatt seinen Filius, der kurz zuvor von dort aufgebrochen war, ein- und heimzuholen: Schicksal und nochmals Schicksal.

Dieses Schicksal erfüllte sich zwei Tage später. Herr de Pontverre gab dem jungen Konvertiten in spe einen Empfehlungsbrief an eine Dame mit,

die nach seinen Worten im Auftrag des Bischofs von Annecy unter der allerhöchsten Protektion des Königs von Sardinien eine Art Pension für junge Übertrittswillige leitete und deren weiteren Lebensweg mit viel Geschick in die rechten Bahnen zu lenken wisse. Diese Madame de Warens – so Rousseau im nostalgischen Rückblick – habe er sich als einen alten Drachen mit schroffen Sitten und unzugänglicher Wesensart vorgestellt, der ihn mit dem Feuer der Rechtgläubigkeit versengen würde. Als er aber am Palmsonntag im Jahr des Herrn 1728 bei ihr eintraf, wurde er nach seinen Worten mit der himmlischsten Erscheinung begnadet, die einem Menschen mit fühlendem Herzen zuteilwerden kann: «Ich sehe ein Antlitz, von Grazie geprägt, schöne blaue Augen voller Süße (*douceur*) einen leuchtenden Teint, die Umrisse eines bezaubernden Busens.»²⁶ Wenn das die Umrisse des Katholizismus waren, musste er die wahre Religion sein, die Konversion war damit beschlossene Sache: «Ich war sicher, dass eine Religion, die von solchen Missionarinnen gepredigt wurde, unfehlbar ins Paradies führen würde.»²⁷ Himmlisch klangen auch die ersten Worte, die die liebe Missionarin an ihren neuen Schützling richtete: «Nun, mein Kind, sagte sie zu mir in einem Ton, der mich erzittern ließ, für einen Landstreicher bist du deutlich zu jung. Warte auf mich, sag, dass man dir zu essen gibt, wir werden uns danach unterhalten.»²⁸ Diese Anrede sollte sich nie mehr verändern. Jean-Jacques blieb für immer «mein Kind», die gerade einmal dreizehn Jahre ältere Madame de Warens seine «Maman». Als solche ist sie bis zu seinem Lebensende die Quelle unauslöschlicher Erinnerung: «Ich muss mich an den Ort (der ersten Begegnung) erinnern, ich habe ihn danach mit meinen Tränen getränkt und mit meinen Küssen bedeckt. Warum kann ich diesen glücklichen Platz nicht mit einem goldenen Zaun umhegen! Warum kann ich ihm nicht die Huldigung der ganzen Welt verschaffen! Wer die Monumente, die an das Glück der Menschen erinnern, liebt, müsste sich ihm auf Knien nähern.»²⁹ Diesen Wunsch erfüllte erst die pietätvolle Nachwelt: Zum zweihundertjährigen Jubiläum der nach Rousseaus Worten so schicksalshaften Begegnung erhielt der Erinnerungs-ort, der in der Altstadt von Annecy zwischen einem Bach, der Gartenmauer und dem Hof des Anwesens lag, tatsächlich einen goldenen Zaun, sehr zum Ärger der frommen Anwohner.

In den *Confessions* folgt nun ein ebenso geraffter wie geschöner Lebenslauf von «Maman», der einer hymnischen Huldigung gleichkommt nach

dem Muster: Eine Frau, die in Rousseau, dem natürlichen Menschen schlechthin, so starke Empfindungen weckt, muss selbst ein Ausbund an natürlicher Güte und Reinheit sein. Bei nüchterner Betrachtung hatte Rousseaus «Maman» mehr mit ihm gemeinsam, als ihm lieb sein konnte. Sie stammte aus einer aristokratischen Familie der unter bernischer Herrschaft stehenden Waadt und wurde im Alter von vierzehn Jahren mit einem sehr viel älteren reichen Landbesitzer und Offizier in bernischen Diensten namens Sébastien-Issac de Loys, seines Zeichens Herr von Vuarrens (zu «Warens» verballhornt) bei Vevey, verheiratet. Mit dieser Ehe unzufrieden und mit einer eigenständig aufgezogenen Strumpf-Manufaktur gescheitert, brannte sie am 14. Juli 1726 unter Mitnahme großer Teile des beträchtlichen Vermögens ihres Gatten nach Evian auf der savoyischen Seite des Genfersees durch, warf sich einige Tage später dem Bischof von Annecy zu Füßen, bekannte ihren Willen, katholisch zu werden, und vollzog diesen Schritt in einer öffentlichen Feier schon im September desselben Jahres. Zur Belohnung erhielt sie durch bischöfliche Vermittlung vom König in Turin ein ansehnliches Jahresgehalt. Dieses wurde von den Bischöfen von Annecy und Maurienne weiter aufgestockt und mit der Bedingung verknüpft, junge Protestanten beiderlei Geschlechts bei ihrem Übertritt zur katholischen Kirche zu unterstützen.

Mit ihrer Flucht, die in der Region um den Genfersee ungeheures Aufsehen erregte, und ihrer nachfolgenden Konversion ruinierte die lebenslang sehr unternehmungslustige und risikofreudige, nach heutigen Begriffen emanzipierte Landadelige nicht nur ihren Ruf, sondern auch das Ansehen und die wirtschaftliche Existenzgrundlage ihres Gatten. Nach der im Februar 1727 ausgesprochenen Scheidung blieb diesem nichts anderes übrig, als nach England auszuwandern. Als Rousseau ihr am 21. März 1728 begegnete, war sie somit nicht, wie er behauptete, seit sechs Jahren in ihrer neuen Heimat fest etabliert und bestens renommiert, sondern galt dort als eine Abenteurerin mit zweifelhaftem Leumund: Sie war ostentativ, oft sogar überschwänglich fromm, wirtschaftlich und sozial abhängig von der Kirche, die Gegenleistungen erwartete, und zugleich «Gastgeberin» junger und weniger junger Männer mit eindeutig uneindeutigem Tätigkeitsbereich in Haus und Hof und in ihrem Lebenswandel viel freier, als es Frauen in dieser Zeit sonst zugestanden wurde.

Im Frühjahr 1728 erfüllte sie die ihr von Kirche und König übertrage-

nen Pflichten dadurch, dass sie den jungen Landstreicher Jean-Jacques in Gesellschaft eines Paares, das wie viele andere den Religionsübertritt als Gewerbe betrieb, nach Turin in das Seminar der Katechumenen schickte, wo die Katholiken in spe mit den Grundwahrheiten der allein seligmachenden Religion vertraut gemacht werden sollten. Dort – so Rousseau im schauernden und zugleich stolzen Rückblick – habe er hinter verriegelten Metalltüren den Abschaum der Menschheit in Männer- und Frauengestalt angetroffen und gegen den bevorstehenden Religionswechsel einen zähen und hinhaltenden Widerstand geleistet, der aus der Lektüre kirchenhistorischer Werke gespeist wurde. Eine Kapitulation sei erst unumgänglich geworden, als er sich der immer handgreiflicheren Avancen eines Mit-Konvertiten aus der Hefe des Volkes, vor denen die Oberen die Augen verschlossen, nur noch durch schnellen Abgang aus diesem geistlichen Gefängnis habe erwehren können. Nachdem er seiner calvinistischen Häresie abgeschworen hatte und von der Inquisition freigesprochen worden war, habe er seine Bescheinigung katholischer Rechtgläubigkeit sowie ein paar Münzen als Zehrgeld erhalten und sei mit allen guten Wünschen für die Zukunft vor die Tür gesetzt worden.

In seinem Herzen – so das Fazit der *Confessions* – sei er jedoch ungeachtet des rein äußerlichen Übertritts seiner vorbildlichen religiösen Erziehung im Hause des Vaters stets treu geblieben, was nicht ohne Gewissensbisse abgehen konnte. Sie habe erst ein junger katholischer Priester behoben, der den Konvertiten kurz darauf darüber belehrte, was wahre Religiosität ausmache: der Glaube an einen gütigen Schöpfergott, der moralische Impuls, mit anderen Mitleid zu haben und ihnen aus Mitgefühl Gutes zu tun, sowie das feste Vertrauen darauf, dass diese Tugenden im Jenseits belohnt werden. Wenn das alles war, was Gott von seinen Geschöpfen verlangte, dann war es unerheblich, zu welcher Konfession und Kirche man sich bekannte.

Diesen Geistlichen hat es tatsächlich gegeben. Er hieß Jean-Claude Gaime, lebte von 1692 bis 1761, stand im Ruf eines milden, allem konfessionellen Fanatismus und Hader abholden Weltweisen, machte deshalb auch nur eine bescheidene kirchliche Karriere, war das Vorbild des savoyischen Vikars in Rousseaus *Émile* und ging so als namenlose Lichtgestalt in die Weltliteratur ein. Rousseaus Bericht über den Aufenthalt in der Bekehrungsanstalt hingegen widerspricht den jeder Fälschung unverdächtigen

Registern des Instituts. Ihnen zufolge verbrachte der junge «Rosso» aus Genf dort bis zu seiner Konversion nur elf Tage vom 12. bis 23. April 1728. Von länger anhaltender Opposition gegen katholische Indoktrination und Glaubenswechsel kann daher keine Rede sein. Auch die Erzählung vom fluchtartigen Austritt und die Erklärung dafür stimmen mit den Einträgen in diesem Verzeichnis nicht überein; demnach hat sich der junge Konvertit auch nach seinem Übertritt noch einige Zeit im Hause der Katechumenen aufgehalten.

Als sich die Pforten der Anstalt endgültig hinter ihm schlossen, fand sich «Rosso» als katholisch getauftes Straßenkind in der 60 000 Einwohner zählenden Metropole Turin, der Hauptstadt des Königreichs Sardinien, wieder, wo er versuchte, sich mit seinen bescheidenen Graveur-Diensten über Wasser zu halten. Von dieser prekären Existenz erlöste ihn – glaubt man der märchenhaft anmutenden Erzählung der *Confessions* – die Vermittlung einer schönen Ladenbesitzerin. Sie verschaffte ihrem ebenso anmutigen wie scheuen Verehrer im Sommer 1728 einen gerade vakant gewordenen Posten als Lakai bei der Gräfin von Vercellis, einer vornehmen aristokratischen Witwe. Auf die Dankbarkeit ihres Schützlings für diese Vermittlung durfte sie nicht hoffen, im Gegenteil: In der Position eines einfachen Domestiken fühlte sich der gerade einmal Sechzehnjährige, der sich zu Höherem berufen glaubte, ungenügend gewürdigt. Als Folge dieser Selbstüberschätzung verkannte er den Platz, den er in diesem adeligen Haushalt und damit in der ständischen Gesellschaft insgesamt einnahm: «Frau von Vercellis hat mir niemals ein Wort gesagt, das Gefühl, Mitleid oder Wohlwollen fühlen ließ.»³⁰ Warum sollte sie auch? Rousseaus lebenslange Neigung zu tränenreichen Herzensergießungen wurde mit kaltem Befremden als Ausdruck sozialen Fehlverhaltens registriert und mit Stirnrunzeln quittiert – aus der Sicht der gnädigen Herrschaft durchaus zu Recht, denn mit solchen Vertraulichkeiten wurde eine Gleichgestimmtheit des Gefühls eingefordert, die die soziale Ungleichheit überwinden sollte.

Immerhin – so das am Ende halbwegs versöhnliche Fazit – habe die todkranke Gräfin allmählich seine Begabung erkannt und sich seiner Dienste als Sekretär bedient. Die damit verbundenen Erwartungen, rasch weiter aufzusteigen, verflüchtigten sich mit ihrem Tod im Dezember 1728, ebenso wie die Hoffnung auf ein ansehnliches Legat im Testament, das sich

in einem Turiner Archiv erhalten hat. Darin wird Rousseau mit keinem Wort erwähnt. Als einer der namentlich nicht genannten niederen Dienstboten musste er sich mit einem Handgeld von 30 Dukaten zufriedengeben, nach gerade einmal fünf Monaten Dienst war das eine ansehnliche Abfindung. Bei der Niederschrift der *Confessions* sah sich Rousseau gleichwohl als Opfer von Intrigen der höheren (und weitaus üppiger bedachten) Hausangestellten, die ihn mit dem instinktiven Hass der intellektuell und moralisch Minderwertigen auf Ausnahmepersönlichkeiten von Anfang an systematisch gemobbt hätten. Vieles spricht dafür, dass er diesen Verdacht schon 1728 hegte und die wechselseitige Abneigung im Hause der moribunden Aristokratin dadurch weiter gesteigert wurde.

Bei der Auflösung des gräflichen Haushalts kam es zu einem Zwischenfall, der Rousseau nach seinen eigenen Worten in schlaflosen Nächten bis an sein Lebensende peinigte. Tatsächlich wird die Episode in einem seiner letzten Texte, der vierten von zehn «Träumereien des einsamen Spaziergängers» (*Rêveries du promeneur solitaire*), selbstquälerisch und selbstgerecht zugleich beschrieben und psychologisch zergliedert. Was war geschehen? Bei der Verteilung der beweglichen Güter der Gräfin fiel sein begehrrlicher Blick – so der gleichlautende Bericht in den *Confessions* und in den *Rêveries* – auf ein rosa-silbernes Stück Stoff, das er kurzentschlossen an sich nahm. Als dieses später vermisst und in seinem Zimmer gefunden wurde, war er logischerweise der Hauptverdächtige. Er stritt jedoch alles ab und beschuldigte die schöne junge Köchin Marion, ihm das Corpus Delicti geschenkt zu haben. Diese verteidigte sich gegen die erfundenen Vorwürfe ruhig und mit natürlicher Würde, während ihr lügnerischer Ankläger sich immer mehr erhitzte und mit seiner künstlichen Empörung für glaubwürdig gehalten wurde. Was Marion danach unter Tränen hervorstieß, brannte sich nach seinen Worten unauslöschlich in sein Gedächtnis ein: «Ach, Rousseau! Ich hielt Sie für einen guten Charakter. Sie machen mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Ihrer Stelle sein.»³¹ Damit sprach die verleumdete Unschuld eine tiefe Wahrheit aus, die Rousseau später zu einem zentralen Glaubensartikel seiner Philosophie und Theologie erhob: Böse Menschen müssen nicht, wie die Christen glauben, in die Hölle geschickt werden, um angemessen zu büßen, weil sie bereits zu Lebzeiten von ihrem schlechten Gewissen grausamer gequält werden, als es alle Teufel der Unterwelt mit Feuer und Spießen vermöchten.

Am Ende ging die Affäre für beide Seiten halbwegs glimpflich aus – der Graf de Vercellis beendete die Untersuchung mit dem weisen Schiedsspruch, dass die schuldige Person den Diebstahl und die Lüge mit ihrem Gewissen allein abzumachen habe, und entließ beide Verdächtige. Ob der Fall für Marion – so Rousseau als Ankläger vor seinem inneren Tribunal – damit abgeschlossen war, blieb jedoch fraglich. Würde sie mit einem so angeschlagenen Ruf überhaupt eine ehrbare neue Stellung finden, oder musste sie im Sumpf der Prostitution versinken?

Die Seelenzergliederung endet wie alle Verfahren dieser Art mit einem Freispruch erster Klasse: «Niemals war mir die Bösartigkeit (*méchanceté*) ferner als in diesem grausamen Augenblick, und als ich dieses unglückliche Mädchen belastete, geschah das – es mag bizarr scheinen – in Wahrheit aufgrund der Freundschaft, die ich für es empfand.»³² Er habe in dem Augenblick, in dem das belastende Objekt bei ihm gefunden wurde, mit zärtlichen Gefühlen an Marion gedacht und diese daraufhin reflexartig beschuldigt. Damit verkehrte sich die moralische Sachlage schlagartig zugunsten des Angeklagten: «Ich klagte sie an, das getan zu haben, was ich tun wollte, nämlich mir den Stoff gegeben zu haben, den ich ihr schenken wollte.»³³ Das war eine vollständige Reinigung vom Vorwurf eines schlechten Charakters: In Wirklichkeit entsprang die vermeintliche Verfehlung den edelsten Antrieben, nämlich die geliebte Person beschenken und beglücken zu wollen! Schuld sind also wiederum die anderen: Hätte man ihn – so der Rousseau der *Confessions* – mit väterlicher Güte ermahnt, den Ruf der jungen Frau nicht zu ruinieren und ein sehr verzeihliches Vergehen einzugestehen, hätte er dieser Aufforderung Folge geleistet: «Aber man schüchterte mich nur ein, während man mir Mut hätte zusprechen müssen.»³⁴

In das nachfolgende kümmerliche Dasein, erneut unter den Fittichen der schönen Ladenbesitzerin in Turin, fiel ein zweites, mindestens ebenso peinliches Vorkommnis: Von heftiger Begierde nach sexuell stimulierenden Schlägen gepeinigt, habe er auf offener Straße einer Gruppe von Mädchen seinen nackten Hintern präsentiert und sei nach deren fingierten Schreckensschreien von einem wütenden Mann mit dem Säbel in der Hand verfolgt worden, bis diese Flucht vor einer unübersteigbaren Mauer ein Ende gefunden habe. Rüde zur Rede gestellt, habe er dem Unbekannten eine romantische Geschichte von vornehmer Abkunft, häuslichem Un-

recht und einer hohen Belohnung aufgetischt, wenn man ihn unbehelligt ließe. Der Mann glaubte ihm und ließ ihn gehen.

Nach diesem Tiefpunkt bot sich eine zweite Chance zum Aufstieg: Wiederum durch die Vermittlung seiner wohltätigen Geschäftsfrau trat Rousseau in die Dienste des vornehmen Hauses Solaro, deren männliche Vertreter sich mit den Titeln eines Grafen von Gouvon und eines Marquis von Broglie schmückten. Vor allem der bejahrte Patriarch dieser Familie habe mit großväterlicher Zuneigung und Zuwendung die vielversprechenden Anlagen seines jungen Domestiken erkannt und diesen in seine wichtigen Geschäfte bei Hofe eingespannt. Die Leistungen, die der begabte Schützling erbrachte, seien auch von dessen Sohn gewürdigt worden. So hätten sich unversehens, wie man ihm gnädig kundzutun geruhte, Perspektiven einer beachtlichen Karriere aufgetan: Stufe um Stufe weiter empor, bis zur ehrenvollen Stellung eines fürstlichen Haushofmeisters oder sogar eines noch höheren Postens bei Hofe! Nach dem im Rückblick der *Confessions* nostalgisch beschworenen Dasein als in Ehren ergrauter Graveurmeister im stillen Genf jetzt also eine zweite existenzielle Alternative: Gestatten, Herr Jean-Jacques de Rousseau, Minister seiner Majestät, des Königs von Sardinien!

Doch auch aus dieser schönen Karriere wurde nichts; alle Träume von sozialem Aufstieg zerstoben mit einer brüsken Entlassung. In den *Confessions* findet Rousseau dafür eine wiederum höchst widersprüchliche Erklärung: Die Laufbahn, die sich ihm bot, habe für ihn schließlich doch nichts Verlockendes gehabt. Viel interessanter sei ihm dagegen die Gesellschaft zweier Bekannter aus Genfer Zeiten erschienen, die in Turin auftauchten und mit einem Heronsbrunnen, einer physikalischen Konstruktion, die scheinbar endlos Wasser sprudeln ließ, bei der Rückkehr nach Savoyen auf Bauernfang gehen wollten. Auch die Sehnsucht nach Madame de Warens sei schließlich unwiderstehlich geworden. Um sich den beiden Wanderlustigen anzuschließen, habe er trotz mehrfacher gütlicher Abmahnungen seine Aufgaben im Hause Solaro so sträflich vernachlässigt, dass Vater und Sohn nichts anderes übrigblieb, als ihm seine Stellung aufzukündigen, bis zum Schluss sehr zu ihrem Bedauern. Auch zu dieser Erzählung drängen sich kritische Rückfragen auf.

Was die Anziehungskraft von «Maman» anging, so hatte der Verfasser der *Confessions* zuvor mehrfach betont, dass deren Bild durch die schöne

Ladenbesitzerin und dann durch das gleichermaßen reizvolle Edelfräulein de Gouvon völlig ausgelöscht worden sei. Dieses stille Schmachten im Palazzo Solaro blieb zwar unerwidert, aber dafür durfte sich der junge Domestik eines anderen Erfolgserlebnisses rühmen, das seine hohe Selbsteinschätzung bestätigte. Als bei einem exklusiven Bankett einer der vornehmen Tischgäste in der altfranzösischen Devise des Hauses *Tel fier qui ne tue pas* einen orthographischen Fehler zu bemerken glaubte, weil er *fier* irrümlich mit «stolz» (*fier*) übersetzte, habe er den Spruch mit «Manch einer schlägt zu, ohne zu töten» richtig übertragen und diskret angedeutet, dass dieser sanfte Schläger Gott Amor sei. Die schöne junge Gräfin errötete daraufhin, und die ganze aristokratische Gesellschaft staunte über so viel Gelehrsamkeit aus dem Munde eines Dienstboten. Noch fast vierzig Jahre danach zittert der Stolz über diesen glanzvollen Auftritt kräftig nach. Jetzt wusste seine Herrschaft endgültig, mit wem sie es zu tun hatte, und konnte ihn so würdigen, wie er es verdiente. Eine so verheißungsvolle Position mir nichts, dir nichts aufzugeben, widersprach allen bisher eingeschlagenen Strategien.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de